

Liebe Mitleserinnen und Mitleser, dieser Exkurs gibt auch den letzten Stand meiner *Konzeption* wieder: Ende Dezember 2009. Die Neuhinzugekommenen sind gebeten, mit diesem Teil ihre Lektüre zu beginnen und dann mit „Orpheus, Eurydike, Hermes“ fortzufahren. Dies hier bitte in der Mutterbroschüre vor S. 21 und hinter dem Exkurs 5 „Der Liebesprozess“ einlegen!

Hans Asbeck

## *Über die Liebe*

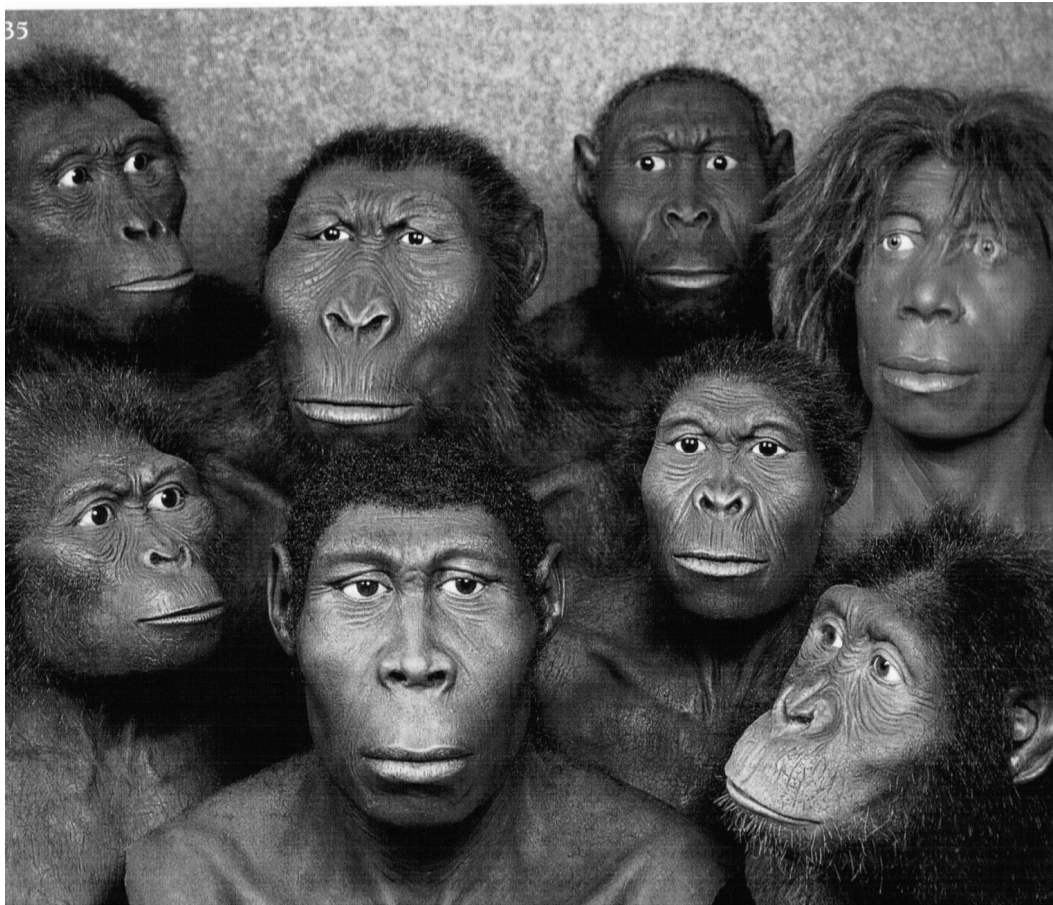


*Aus Lévi-Strauss, Traurige Tropen*

*Exkurs 6*

# *Die Entstehung der Liebe*

Dezember 2009



Die Hominiden-Gang

Leserin und Leser sind gebeten selbst zu entscheiden, wem sie die Liebe zutrauen und wem nicht.  
Bitte von links nach rechts und von oben nach unten durchnummerieren und ankreuzen

Konnte bestimmt noch nicht lieben

konnte vielleicht

konnte lieben, aber hallo!

- 1
- 2
- 3
- 4
- 5
- 6
- 7
- 8

Die Auflösung findet sich auf der hinteren Umschlagseite ganz unten. Als Preis gibt es einen schmu-  
cken Faustkeil für den täglichen Bedarf.

Inhaltsverzeichnis	Seite
Vorspiel mit Gutachten	38
Werkzeuggebrauch, Verhaltensänderung und „Welt“-Öffnung	45
Instinktlockerung, Entfremdung, Vereinzelung	46
Die Gefühle und ihre Entstehung	47
Die Liebe	51
„Liebe“ bei den Tieren	51
Menschenaffen und Vormenschen	51
Der neue Vormensch, die Australopithecinen, „Homo“ habilis ...	51
Leben und Lieben vor der Kulturentstehung	52
Das weitere Schicksal der Liebe im (prä-)historischen Kontext: gesellschaftlich-kulturelle Überformung	54
<i>DIE „KULTURELLE REVOLUTION“</i>	54
<i>DER MÜHEVOLLE WEG ZU KULTIVIRTER GESELLSCHAFTLICHKEIT</i>	56
<i>KULTUR ALS DOMESTIZIERUNG DER LIEBE: DIE „VENUS“</i>	
<i>VON WILLENDORF, DIE SCHWÄBISCHE EVA“ UND ANDERE(S)</i>	58
<i>EXOGENIE: INZEST- UND SCHWIEGERMUTTERVERMEIDUNG</i>	69
<i>FOLGERUNGEN</i>	
<i>[Ontologie / Phänomenologie / Geschichtsphilosophie der Liebe</i>	
<i>Ausblick auf die Epen (Gilgamesch! Homer: Odysseus - Kirke,</i>	
<i>Nausikaa, - Penelope), Jesus, christlich-abendländische Liebesphilosophie,</i>	
<i>Romantische Liebe... Ausblick auf Gegenwart und Zukunft der Liebe</i>	
<i>Das Desiderat Empirie und Ausblick auf die Beschäftigung mit</i>	
<i>Material: Kunst, Literatur, Lebenszeugnisse]</i>	
<u>Textanhang</u>	
Lorenz	75
Eibl-Eibesfeld	76
Lèvi-Strauss	81
Fowley	82
Freud	82

# Die Entstehung der Liebe

## *Vorspiel mit Gutachten*

Ein mit Zeitsouveränität ausgestatteter Beobachter der Evolution könnte beim Durchlaufen der vergangenen Million Jahre – nach Bedarf rückwärts und wieder nach vorn springend usw. – die Entdeckung machen, dass einige mit den Menschenaffen eng verwandte Spezies sich auf eine Weise entwickeln, die es bisher nicht gegeben hat. Diese Wesen richten sich auf, nehmen immer komplexer werdende Werkzeuge in die Hand, flüchten sich vor der einsetzenden Austrocknung Afrikas nicht wie ihre Vettern zurück in den Regenwald und seine Grenzgebiete, sondern passen sich, auf Fleischnahrung und ein neuartiges Sozialverhalten umsteigend, der Savanne an, aber nur, um nach diesem ersten Erfolg einen weiteren Lebensraum, ja ein je unterschiedliches Ökosystem nach dem andern, zu erobern, dabei den Kontinent zu durchqueren, dann die benachbarten Kontinente, um schließlich sogar in der Kälte des eiszeitlichen Europa auszuharren. In nie da gewesener Weise „explodiert“ dabei das Gehirn, d. h. die Schädel müssen eine immer größer werdende Hirnmasse aufnehmen, die schließlich über 1000 Gramm schwer wird und das bei weitem komplexeste organische System darstellt, das bis dahin überhaupt entstanden ist.

Dabei zeichnet sich etwa nach der Hälfte des genannten Zeitraums ein Problem ab: Immer schwieriger gestalten sich die Geburten, bald werden die Frauen mit der anatomisch begrenzten Weite ihres Geburtskanals Kinder mit solch großen Köpfen gar nicht mehr unversehrt gebären können. Da stellt sich ein Ausweg ein: Nachdem sich neben den Fehl- die Frühgeburten gehäuft haben, setzen diese sich als der Normalfall durch, der jetzt darin besteht, dass extrem hilflose, aufwändiger Pflege bedürftige Wesen geboren werden, die von einem Individuum, eben der Mutter, gar nicht mehr allein und sozusagen nebenbei betreut werden können, zumal die großen Gehirne mit ihrem enormen zusätzlichen Energiebedarf auch noch erhöhte ökonomische Anstrengungen erfordern. Da fügt es sich, dass effiziente Jagd- und Sammelstrategien (besonders dringend wird tierisches Eiweiß benötigt), Kooperation und Arbeitsteilung innerhalb der Gruppe, zwischen den Gruppen und zwischen den Geschlechtern sowie

auch ihr soziales Zusammenrücken eine solche lange Kindheit auch ermöglichen. Unverzichtbar wird die zuverlässige Mithilfe der Männchen, was dauerhafte Paarbindungen sowie über die Kernfamilie hinausgreifende Familienbände.

Folgender Umstand nun wird unsern evolutionserfahrenen Beobachter irritieren und in erhebliche Erklärungsnot bringen: Es entsteht keine Monogamie, jedenfalls keine durch ein entsprechendes Triebleben abgesicherte – obwohl die Evolution diese Lebensform ja seit Dinosaurierzeiten im Angebot hat und sie kurz zuvor noch den Gibbons, einer engen Verwandtschaft, beschert hat.

Nun mag ihm deutlich werden, dass diese Lösung hier vielleicht auch nicht gepasst hätte: Instinktiv-automatisches Elternverhalten würde für ein immer noch riskantes Gebären sowie für eine über Jahre sich hinziehende Aufzucht einer Frühgeburt mit all den sich in solchem Falle einstellenden Unwägbarkeiten (Notwendigkeiten situativer Problemlösung, Kooperation, Erfahrungsaustausch) nicht ausreichen. Das bringt ihn auf den Gedanken, dass es die mit der Errungenschaft des riesig vergrößerten Gehirns gegebene Denkfähigkeit ist, die das Verhalten ermöglicht, das diesen Problemkindern zuträglich ist und dazu befähigt, vom Energiebedarf an die dazu benötigten Ressourcen bereitzustellen. Ein Gibbonkind wird gesäugt, gewärmt, gesäubert, beschützt, aber wird es krank, sind die Eltern hilflos. Diese neuen Wesen dagegen schaffen es, solchen neuen Herausforderungen mit einer extremen Lernfähigkeit zu begegnen. Sie verdanken sie offenbar dem Gehirn, dessen Wachstum wiederum durch unersättliches Lernen und Bestehen neuartiger Herausforderungen zu immer neuen Entwecklungsschüben stimuliert wird.

Dann hätte die Evolution diesem Wesen statt des Spezialwerkzeugs „Monogamie“ und „ausgefeiltes Brutpflegeverhalten“ etwas grundsätzlich anderes zur Verfügung gestellt: Hilfe zur Selbsthilfe, in Gestalt eines weichen Hochleistungscomputers.

Der Augenschein überzeugt unsern Beobachter aber umgehend davon, dass diese Erklärung nicht ausreicht: Diese Wesen sind nicht nur sehr intelligent und damit problemlösefähig, sie sind auch ungeheuer emotional: offenbar der zweite Schlüssel für ihre ungewöhnlichen Fähigkeiten. So etwas hat er überhaupt noch nicht erlebt. Er kennt die Zärtlichkeit der großen Menschenaffen und insbesondere der Bonobos, die es gelernt haben, auch handfest sexuelle Praktiken zu Bindung und Selbstbehauptung, für Gruppenzusammenhalt und

Gruppenklima umzufunktionieren. Aber das hier! Nicht kalkulierend mit kühlem Kopf „lösen“ diese Wesen ihre „Probleme“, sie tun es mit größter innerer Beteiligung, auf einander gestützt, begeistert von einander, scharf auf einander, mit Wärme und Lust: Unausgesetzt suchen sie Kontakt, streicheln, küssen, knuddeln ...

Statt des entsprechenden Triebs hat ihnen die Natur, so schließt er, außer dem weichen Computer noch eine andere Hilfe zur Selbsthilfe gegeben: einen speziellen Antrieb und einen speziellen Treibstoff, der sich in soziale Wärme umsetzen lässt. Es lässt sich auch nicht übersehen, woher beides kommt: aus einem absolut hypertrophen Sex. Die Sexualität dieser Wesen hat sozusagen nur noch am Rande etwas mit Fortpflanzung zu tun. Würde im Prinzip ein Sexualakt pro Jahr für ihre Fortpflanzung reichen und tun es bei vergleichbaren Säugetieren in der Praxis ein paar davon pro Schwangerschaft, so sind diese Wesen Tag für Tag, Monat für Monat über damit beschäftigt, Hunderte von Malen pro Schwangerschaft bis kurz vor der Geburt, und dann auch noch bis ins hohe Alter, über so auch noch nicht da gewesene Grenzen der Fruchtbarkeit hinaus.

Dies veranlasst unsern Beobachter, sich die Evolution der Menschen noch einmal unter dem speziellen Aspekt dieser sexuellen Hypertrophie anzuschauen. Wieder muss er sich vielfältig wundern:

Schon hunderttausend Jahre vor der Ausbildung dieses eigentümlichen Lebenszyklus mit seinem emotionalen Hitzegrad, schon mit der Eroberung des neuen Habitats „Savanne“, ereignet sich eine Veränderung, die es in sich hat: Diese Wesen verlieren ihr Haarkleid, was in Verbindung mit drastischer Vermehrung und Verstärkung der Schweißdrüsen zunächst einfach als Anpassung an ein Läuferleben in der Hitze darstellt, aber spätestens am Ende der Entwicklung noch eine pikante Zusatznote dadurch erhält, dass dieser Prozess bei den Weibchen weiter geht als es den Notwendigkeiten entspäche. Laufen die Frauen öfter und mehr? Schon der Kinder wegen ist eher das Gegenteil der Fall. Hinzu kommt, dass sie ein fettreicheres Bindegewebe entwickeln, das ihre Körper weicher macht und ihnen ausgerechnet an Stellen, die ohnehin anders als bei Männern geformt sind, ausgeprägtere Rundungen verleiht. Das müssen Signale sein, die mehr versprechen als jeder Affenkörper zuvor: für die zärtlich-begehrliche Begegnung, für den rauhen Alltag, für Fruchtbarkeit, fürs Gebären- und Ernähren-Können.

Aber nicht bloß Signale! Mit diesen ist die neue Qualität eines Körpers entstanden, dessen Oberfläche zu einer einzigen, offenbar aber abwechslungsreichen erogenen Zone geworden ist (raffinierterweise die behaart bleibenden Teile integrierend, vom jetzt mähneversehenen Kopf bis zu einer ausgesprochen kommunikativen Schambehaarung, was es auch noch nicht gegeben hat).

*[Statt des Affenarsches mit seinen verräterischen Schwellungen: der Po<sup>1</sup>*

...

*Statt keineswegs geiler Affenzitzen das erotische Wunder des weiblichen Busens<sup>2</sup>*

...

*Menschenpenis und Triebaufgeheiztheit seines Trägers<sup>3</sup>*

...

*Mens<sup>4</sup>*

...

*Menopause<sup>5</sup>*

... ]

Was aus all dem unmittelbar erhellt, ist folgendes: *Ein starker, über zigtausend Jahre hinweg wirkender Evolutionsdruck hat eine an den Körpern ablesbare und genetisch verankerte Veränderung gezeitigt: hybride Übersexualisierung zu dem nichtsexuellen Zweck, eine neuartige Paar-, Eltern- und Gruppenkompetenz zu erwirken.*

Seit wann aber zeitigt eine verstärkte und ausgeweitete sexuelle Praxis Paarbindung und Qualifizierung zu hingebender Elternschaft?<sup>6</sup> Sexuelle Begierde richtet sich nur in der bestimmten Situation auf ein bestimmtes Individuum, das gerade vorhandene nämlich, und weiß nichts von ihren eventuellen Folgen, ihre Erfüllung bindet nirgendwo in der Natur in vergleichbarer Weise an diesen bestimmten Partner, es sei denn auf der Grundlage schon bestehender Monogamie oder als Gewöhnung, (nachdem es mit einem bestimmten Zufallspartner mehrere Male geklappt hat): Das erste liegt hier nicht vor, das zweite hat nichts zu tun mit den starken emo-

---

<sup>1</sup> Während das Hinterteil des Affenweibchens die kurze Zeitspanne anzeigt, in der es *empfängnis-* = *sexbereit* ist, ist der Menschenpo passend zur fast jederzeitigen Bereitschaft seiner Träger dauerinteressant.

<sup>2</sup> Näheres hierzu bei Eibl-Eibesfeld im Textanhang.

<sup>3</sup> Auch hierzu Eibl-Eibesfeld

<sup>4</sup> Eibl-Eibesfeld

<sup>5</sup> Eibl-Eibesfeld

<sup>6</sup> In der Natur kommt solches nur ausnahmsweise vor und dann in nicht vergleichbarer Weise: Eibl-Eibesfeld

tionalen Banden, um die es hier zu tun ist. Emotionale Bande können durch Sex nur gestärkt werden, wenn sie schon da sind bzw. wenn ein evolutionsmächtiger Druck sie fordert.

Dieser Evolutionsdruck muss sich auf der Ebene der Individuen geltend machen, und zwar als Einschränkung des Reproduktionserfolgs. Erst dann wird von der Unzahl an sich beständig ereignenden Mutationen eine wirksam, und zwar die, die zunächst einem Individuum höheren Reproduktionserfolg beschert, woraufhin sie sich= ausbreitet. Erst eine gewaltige Zahl, eine lange Kette kleiner in dieser Weise zustande gekommener Veränderungen kann dann die großen Veränderungen, die beschrieben wurden, hervorbringen.

In der Natur ist es nun normalerweise so, dass die weiterführende, dann per Fortpflanzungserfolg ausgewählte Variante *zufällig* entsteht<sup>7</sup>. Hier würde das bedeuten, dass über Zigtausende von Jahren hinweg immer wieder Individuen aufgetaucht sind, die stärker als ihre Eltern und die Konkurrenz auf Bindung an einen bestimmten Partner aus waren und die diese Eigenschaft dann genetisch vererbt haben. Es würde jene triebhafte, instinktive Monogamie entstehen, die wir von den Gibbons kennen. Aber genau dies ist hier nicht geschehen und hätte ja auch nicht, wie wir gesehen haben, genügt.

Hier scheint etwas ganz anderes geschehen zu sein: Die Gesetze von Variation und Selektion haben kein immer monogames Wesen hervorgebracht, sondern eines, dessen immer weiter sich steigende Sexualität eine Tendenz zu emotionaler Bindung nährt, die aber kein Instinkt und nicht genetisch fixiert ist und also *einen anderen Ursprung* haben muss. Dieses Wesen *selbst*, nicht der Zufall, scheint die im Sinne der Evolution verbesserten Varianten seiner selbst hervorzubringen, die dann per Fortpflanzungserfolg sich durchsetzen<sup>8</sup>: immer bin-

---

<sup>7</sup> Wie man an den Variationen der Riesenschildkröten auf den Galapagos-Inseln oder auch an den Tieren mit Auswüchsen an der Nase studieren kann: Viele zufällige Abweichungen an bestimmter Stelle, jede so nützlich, dass sie mit einem erhöhten Reproduktionserfolg honoriert wird, summieren sich zur großen, die nun eine neue in bestimmtem Habitat erfolgreiche Art charakterisiert: aufgewölbter Panzer, der bei der Variante auf Insel A ein Hochrecken des Halses beim Laubfressen ermöglicht ... – Nashorn: Boden aufwühlen, Schwertfisch: Seeigel stochern, Narwal: ...

<sup>8</sup> Noch einmal mit anderen Worten: Selektionsdruck muss hier vermittelt werden durch Individuen, die *von sich aus* Sex in „Wärme“, gemeint ist *Emotionalität*, umsetzen. Nur weil sie das (zunehmend) zuverlässig tun, hilft der Anreiz Sexualisierung das Evolutionsziel zu erreichen. Es sind also nicht zufällig auftretende Mutationen, aus deren Selektion die Entwicklung resultiert, es sind die von den neuen Lebensumständen überforderten Individuen, die hirnbegabt, emotionsfähig und sexgefüttert den schwierigen, aber dann konkurrenzlos erfolgreichen menschlichen Lebenszyklus entwickeln.

Mit Sicherheit nun hat die Emotionalisierung des menschlichen Sozialverhaltens sich nicht nur in der Sexualisierung der Körper, sondern auch in der Vergrößerung der Gehirne niedergeschlagen. Hier ist es sogar noch viel evidenter, dass Entwicklung sich nicht nach dem üblichen Trial-and-error-Prinzip



dungsfähigere Prototypen, die immer ein Mehr an sexueller Lust, das Geschenk der Evolution, in gesteigerte und erfolgreichere Anhänglichkeit an ein anderes Individuum sowie in Eltern- und Sozialqualitäten) umsetzen können.

So könnte unser Beobachter zu folgendem Ergebnis gelangen:

#### Gutachten:

Dieses Wesen hat sich gewissermaßen *selbst* in die Evolution eingeschlichen: Seine mentale Verarbeitung, sein Sich-Verhalten und Fühlen verweisen auf *Selbstbestimmung*. Da es so etwas noch nicht gegeben hat und mir die eigenen Worte fehlen, muss ich auf die vorausgreifen, die es selber erst viel später gefunden hat: Es distanziert sich von seiner Umwelt wie von sich selbst durch technische und soziale *Praxis*, es verarbeitet durch *reflexives Denken und Fühlen*, und, statt sich an seinem maßlosen Sex genug zu tun, „*liebt*“ es. Man muss ihm zutrauen, demnächst der Evolution ganz auszusteigen und *seine Entwicklung ganz in die eigene Hand zu nehmen*.

#### Kommentar:

Es soll nicht bestritten werden, dass sich auch ein rein evolutionsbiologisches Modell der bezeichneten Entwicklung denken lässt. Das Endergebnis wäre dann kein irgendwie selbstbestimmtes und aus seinen Emotionen heraus handelndes Wesen, sondern ein Automat, den wir bloß anthropomorphisieren, der aber in Wirklichkeit sich wie die anderen Tiere instinktgesteuert bewegt und seinen Genen ausgeliefert ist – automatisch wie jene Kunstwesen, die uns in Science-fiction-Filmen das Gruseln der ganz schlimmen Art lehren: Bestens proportioniert und gekleidet, intelligent und charmant, vielleicht gar ein herzallerliebstes Knuddelkind, blickten sie uns eben noch tief in die Augen, plötzlich knackt etwas, und wo uns die Halsschlagader sanft zu pochen schien, quellen bunte Drähte hervor.

---

der Evolution vollzogen haben wird oder kann: Dies hieße, dass immer erst aufgrund eines äußeren Anpassungsdrucks die sich einstellende Variation „größeres Gehirn“ durchgesetzt hätte; es wird oder muss anders gewesen sein (oder die Sache „Anpassung“ hätte eine zusätzliche Dimension bekommen!): Ein Wesen, das über die Jahrhunderttausende hinweg unter dem *selbst* geschaffenen Druck lebt, immer komplexeres Denken für seine *Bewältigung* von Umwelt- ökonomisch-sozialen und seelischen Problemen zu benötigen, liegt sozusagen von sich aus auf dem Sprung und „greift zu“, wenn mehr Hirnmasse zu haben ist – auf der Ebene der Individuen: Weil das Leben über einen sehr langen Zeitraum hinweg ein Intelligenz- und Kreativitätsgestütztes, technisch wie sozial entwicklungsbedürftiges ist und vor wachsende Notwendigkeiten emotionaler Bewältigungen stellt, setzen sich regelmäßig die denk- und emotionsstärkeren Individuen bei der Reproduktion durch.

Man kann sich also täuschen – und wenn das Wirken von Freiheit, Seele und Geist noch so evident erschien.

Dass unser Gutachter, selbst kein Mensch, sich bei der staunenden Entdeckung des Menschlichen nicht getäuscht hat, können wir indes deshalb schon sagen, weil das Wesen, das ihm da aufgefallen ist, mit seinem Aussehen, seiner Lebensweise, seinem Lebenszyklus, offensichtlich *wir selbst* sind. Die Kultur unterscheidet uns noch vom Homo erectus, nicht aber das offensichtlich aller seitherigen Kultur in allen ihren vielfältigen Ausprägungen über die Geschichte hinweg zugrunde liegende Substrat, das wir „die Natur des Menschen“ (die nur noch der allerdings noch einmal um- und umformenden Komplettierung durch Sozialität und Ökonomie in einem spezielleren Sinne, durch Kultur und geschichtlichen Wandel bedarf) nennen können. *Wir wissen, wie es sich anfühlt* Homo erectus, ergaster, neanderthalensis, sapiens zu sein.

Nachdem wir ihrem Entstehen mit den Augen unseres „Beobachters der Evolution“ gefolgt sind, wodurch es möglich wurde, einen ungeheuer komplexen, sich über unvorstellbare Zeiträume erstreckenden und äußerst spärlich belegten, immer noch durch jeden neuen Fund aufs Neue ins Wanken kommenden Zusammenhang *in eine fassliche Geschichte zu übersetzen*, nehmen wir dieses Entstehen - die Anthropogenese - jetzt noch einmal unter die Lupe, aber von unserem Standpunkt aus, neben unserer Selbsterfahrung auch unser anthropologisches Wissen, archäologisches und ethnologisches, sowie den Stand des philosophischen Nachdenkens über diese Dinge heranziehend. Dabei stützen wir uns nach Möglichkeit auf unseren Berichterstatter und überprüfen, ergänzen, illustrieren seine Geschichte, statt uns in den Details und in der Hypothesenvielfalt der paläoanthropologischen Forschungslage zu verlieren.

## *Werkzeuggebrauch, Verhaltensänderung und „Welt“-Öffnung*

Aus früheren Ausarbeitungen: siehe Endnote<sup>I</sup>

### Zusammenfassung:

Irgendwann schlägt das genetisch und durch Instinkte fixierte In-einer-Umwelt-Verdrahtetsein des tierischen Lebens um in Welt-Öffnung und Welt-Haben des Menschen: Dann löst er sich aus diesem Verortet-Sein und seiner Instinktgebundenheit („Instinktlockerung“), nimmt Distanz zu sich und seiner ihm gegebenen Umwelt, auf die er zugeschnitten ist, und nutzt bewusst und planvoll, was er durch Instinkt, Erfahrung und Lernen weiß: Geometrie (der fliehenden Beute den Weg abschneiden), Chemie / Physik (Erzeugen, Hüten und Gebrauchen des Feuers, Entwickeln eines Jagdspeers, komplexe Feuersteintechnik), Verhalten (Mimesis an Tiere, Selbst-Mimikry: Gazellenjagd als Laufvogel verkleidet), Nahrung (Veränderung des Speisezettels, Übergang zum Fleisch großer Tiere), gemeinschaftliches Handeln: Kollektivjagd, Arbeitsteilung, Bildung größerer Gruppen, Kooperation mit anderen Gruppen ...

Dadurch öffnet sich die Welt, wird für ihn zur Welt: Er kann auch das jenseits des angestammten Habitats / Biotops Liegende wahrnehmen, erfassen, beurteilen, in Angriff nehmen, beherrschen und sich erst den nächsten Lebensraum, die Savanne, dann einen fremden nach dem andern erobern. ...

## *Instinktlockerung, Entfremdung, Vereinzelung*

Aus früheren Ausarbeitungen: siehe Endnote<sup>II</sup>

### Zusammenfassung:

Folge der Welt-Öffnung ist Entfremdung: Verlust der Einbettung ins Biotop, auf das man abgestimmt ist und in dem man insofern geborgen ist, in dem alles „automatisch“, instinktgeführt und instinktsicher abläuft. Das schließt die Beziehungen zu den Artgenossen, denen ge-

genüber jetzt auch mehr und mehr die Selbstverständlichkeiten *instinktiver* Bande verloren gehen: Vereinzelung, Isolation gegeneinander. Von beidem aber muss nun, komplementär zum Bewusstsein des Weltbezugs und des eigenen Könnens, das *Subjektsein* einschließt, ebenfalls ein Bewusstsein entstehen: erst nur als Empfindung, als ein Fehlen, ein Schmerz, ein Stress wie bei einem Herdentier, das sich ins Unvertraute verlaufen hat, dann als etwas Neues: ein Ansichtigwerden seiner selbst und der Gewinn eines Ich-*Gefühls*, das nun alle Empfindungen begleitet (Kant: „...muss begleiten können“) und seinerseits auf alle Empfindungen ausstrahlt. Tenor: Fremdsein, Unbehastsein in der Welt und Isolation gegen die anderen, auch ihnen gegenüber Fernsein, Anders- und Fremdsein.

### *Die Gefühle und ihre Entstehung*

Aus früheren Ausarbeitungen: siehe Endnote<sup>III</sup>

#### Zusammenfassung:

Während die Tiere (nur) Empfindungen haben, besitzen die Menschen (auch) *Gefühle*. Aus der Bewältigung der „Welt“-öffnungsbedingten Instinktlockerung und zur Kompensation verlorener Umwelt-Einbettung entstanden, sind sie höherstufige Synthese-Leistungen des jetzt frisch entstandenen individuellen Ich, das nun auf alle Empfindungen ausstrahlt, sie durchdringt und gewissermaßen oszillierend so einfärbt, dass sie stets mit ihm und miteinander in Beziehung stehen.

Gefühle sind weder ganz passiv wie Empfindungen noch ganz aktiv wie Antworten, sie sind etwas dazwischen bzw. sie haben etwas von beidem (Plessner). Sie nehmen voraus, was kommt (z. B. die Angst, die Sorge, die Freude) und haben insofern etwas Magisch-Heraufbeschwörendes (Sartre). Man muss sie nach dem Modell von Heideggers „Stimmungen“ oder „Befindlichkeiten“ verstehen.

In die Gefühle gehen die Verallgemeinerungen ein, die weiteren Syntheseleistungen, zu denen der Mensch jetzt fähig ist: Abstrahierend-zusammenfassend „oberhalb“ der positiven und negativen Empfindungen, des je soundso Angenehmen und Unangenehmen, Zuträglichen und Unzuträglichen entstehen *Werte*, aufs Konkrete anzuwendende *zeitlose* Allgemeinvorstellun-

gen, die natürlich noch lange nichts Begriffliches haben, sondern als andauernde oder regelmäßig wiederkehrende Empfindungen wahrgenommen werden. Wenn *ich mich* jagdfreudig darauf *eingestimmt* habe, erzeugt das Auftauchen der Gazelle nicht wie beim Löwen die unmittelbare Fressbegier, sondern *das Gefühl*, dass es jetzt losgehen kann: *etwas Gutes* kommt auf mich und die andern, die es genauso beurteilen werden, zu (Werte sind also auch etwas, das mit den anderen geteilt werden kann).

Eine andere Syntheseleistung heftet sich an die schon bei intelligenteren Tieren anzutreffende Fähigkeit, bestimmte Individuen zu identifizieren: Der sich der Welt, der anderen und seiner selbst bewusst werdende Mensch gelangt in den Stand, für je einzelne Menschen, aber auch für kleinere oder größere Gruppen spezialisierte Gefühle zu entwickeln, in denen alles mitschwingt – in denen er alles mitschwingen *lässt* – was er von dem oder den Betreffenden erfahren hat, noch zu erfahren hofft, was er von ihm oder ihnen hält, welche Bedeutung ihm oder ihnen speziell für ihn selbst (auch für sich selbst gelingt jetzt eine solche Synthese, sie wird sogar zur Bedingung für jene) zukommt.

Bemerkenswert und für uns noch von einiger Wichtigkeit: Auch diese Synthese überwölbt nicht nur zeitliche Abstände, wie es etwa der inhumane Neologismus „Lebensabschnittsgefährte“ tut, sie transzendiert die Zeit: Du bleibst für mich du, bleibst mir wert und lieb für immer (auch über den Tod hinaus).

### *Die Liebe*

Aus früheren Ausarbeitungen: siehe Endnote<sup>IV</sup>

### Zusammenfassung

Mit den Gefühlen entsteht die Befähigung zu dem bestimmten Gefühl, das wir Liebe nennen. Wir können uns das modellhaft in drei Stufen vorstellen ohne damit eine objektive zeitliche Reihenfolge zu meinen:

Erste Stufe: Das Gefühl der Entfremdung von der Umwelt, des Ausgesetztseins in einer nur sehr ausschnitthaft und prekär beherrschten Welt, der Isolation und Fremdheit gegenüber den

andern sowie der Sehnsucht nach Wiederbeheimatung fließt in das Empfinden für das ausgezeichnete Gegenüber ein und löst es in sich auf, zu dem schon durch Instinkt und Erinnerung an frühe dyadische Symbiose eine besondere, Stillung jener Sehnsucht verheißende Beziehung besteht: in das für die Mutter.

Zweite Stufe: Ich gebe meinerseits diese Beheimatung an ein Wesen, das auf mich fixiert ist und meiner bedarf, in seiner Sehnsucht, die mir empathisch bewusst ist: idealtypisch an mein Kind, wobei auch andere Adressaten denkbar sind.

Dritte Stufe: Ich trete in neue Beziehung zu einem Wesen, das keine dieser asymmetrisch-persönlichen Vorgaben erfüllt, und handle ein wechselseitiges Gewähren und Nehmen von Aufgehobenheit, Beheimatung und Verstehensbereitschaft mit ihm aus. Diesen Anderen statte mein Gefühl, ich statte ihn mit der diesem Prozess zukommenden, von mir gewählten, Gestimmtheit mit allem aus, was mir gut und teuer ist, ich mache ihn mir „lieb“, wert um seiner selbst willen, ihn als diesen Besonderen und Einzigem, und zwar unbegrenzt und *für immer*.

Ohne Zweifel ist es nun so, dass diese Verbindung überhaupt nur mit *einem* anderen möglich ist, auch wenn das „für immer“ prekär sein sollte: Dann muss ich gegebenenfalls meinen Irrtum eingestehen, vielleicht morgen schon, und vielleicht einen neuen Versuch machen.

Wer wollte daran zweifeln, dass sexuelle Attraktivität ein gewaltiger Beweggrund wäre, eine solche Bindung in Gang zu setzen bzw. sich auf ein entsprechendes Angebot einzulassen? Dass es von Anfang an immer wieder der Sex war, dieser immer schon starke, im Prozess der Menschwerdung, wie wir gesehen haben, noch einmal nachhaltig verschärfte, ja hybridisierte Trieb, dem wie keinem anderen Unbezwinglichkeit nachgesagt wird? Dennoch kann überhaupt keine Rede davon sein, dass es des Sexes für eine solche Beziehung *bedürfte*.

Man muss sich tatsächlich klar machen, dass in der Genese des Menschen hier zwei Dinge, die nichts mit einander zu tun haben, zufällig zusammenstoßen und ineinander passen: *Die spezifisch menschliche, an aufdämmernde Bewusstheit und spontanes „Gefühl“ gebundene Exklusivität des Paares*, in dessen intimmem, jeden Dritten ausschließenden Sich-aufeinander-Beziehen allein das Äußerste an Aufhebung von Entfremdung und Entzweiung gelingen kann, und der Zweiheit der Geschlechter, die sich in der Natur als das Paar des Begattungsaktes bzw. als „*Paarung*“ ausprägt.

Es ist also, mit einem Wort, so gewesen: In einem Moment, in dem durch den Fortschritt von Weltaneignung und Selbstbewusstsein das menschliche Gestimmtsein entstand, also die Fähigkeit des Menschen, sich zu etwas zu stimmen und Gefühle zu haben, darunter das eines beständigen Gebundenseins an einen unaustauschbaren Anderen um dessen selbst willen, in diesem Moment hielt die Evolution, vom Menschen selber in diese Richtung mehr gedrängt als gelenkt, eine ungeheure Verstärkung des emotionalen Bedürfnisses nach Zweisamkeit bereit sowie zugleich eine Form, in die es fließen konnte: die sexuelle Partnerschaft.

Die damit freilich sofort zu etwas ganz anderem wurde, als was sie in den Tierzeiten des Menschen und überhaupt in der Natur je gewesen war: etwas emotional Durchdrungenes, unwiderruflich gefärbt und verknüpft mit ganzheitlichem persönlichem Bezug, mit Wertschätzung und Selbstzwecksein des anderen Menschen.

Die *Liebesbeziehung* war es also, die mit hybrid gesteigerter und allgegenwärtiger sexueller Lust belohnte, die jenen evolutionären Druck erzeugte und damit zum *Agens* jener den Beobachter staunen machenden Entwicklung wurde, der zu der Unwahrscheinlichkeit einer statt auf Instinkt auf Emotion gestützten Paarbindung führte, die auf Ausschließlichkeit, Verlässlichkeit und Zeittranszendenz gestellt war und jenen temperierten, die Härten des In-der-Welt-Seins auffangenden und für sie stark machenden Schonraum schuf, in dem sich Evolution des menschlichen Lebenszyklus vollziehen konnte.

Denkwürdig ist, dass im Zuge dieser Evolution auch die Menopause entstand, was selbst hartgesotten biologisch-evolutionistisch denkende Paläoanthropologen damit in Verbindung bringen, dass dadurch die Großmutterrolle bei der langwierig gewordenen, außer mit Pflege auch mit Erziehungsaufgaben belasteten Aufzucht der Kinder entstehen konnte.<sup>9</sup> Machen wir uns klar, was hier passiert ist!

Wie kann die Natur Unfruchtbarkeit belohnen? Nun kennen wir Vergleichbares von den staatenbildenden Insekten, von Bienen, Ameisen usw. – aber hier läuft alles über die Automatik von stahlharten Instinkten, während es beim Menschen sicher keinen Begroßmutterungstrieb gibt. Es muss so gewesen sein, dass über sehr lange Zeiträume hinweg (viele Zigtausende von Jahren) solche großfamilialen Lebensverbände Vorteile bei der Reproduktion erzielten, in

---

<sup>9</sup> Hierzu wieder Eibl-Eibesfeld: Textanhang

deren Klima auch die Fürsorge für die Kinder der anderen, wenn nicht Fürsorgebereitschaft überhaupt, gedieh: die Eltern hatten weniger Kindsverluste zu verzeichnen, die z. B. von den eigenen, für Pflege- und Erziehungsaufgaben frei gewordenen Eltern unterstützt wurden, so dass sich die Fähigkeit zu dem, was die griechisch-christliche Philosophie Agape nennt, in einen evolutionären Druck umwandelte, Frauen mittleren Alters, die sexuell durchaus aktiv blieben, von der eigenen Mutterschaft zu entlasten. Zwar können jene Hartgesottene auch dies nach dem Schema von Zufallsmutation und Selektion erklären, aber dass wir uns hier offensichtlich nicht im Reich der Instinkte und ihrer Zwänge, sondern in dem menschlichen Fühlens, Wollens und Sich-Entscheidens bewegen; dass es eben keinen elternschafts unabhängigen *Trieb* zum Pflegen und Erziehen gibt, auch nicht bloß Tradition und Gewohnheit, sondern das, was wir eben alle kennen: Dies zusammengenommen, macht etwas anderes wahrscheinlich: dass neben der leidenschaftlichen Liebe und der für das eigene Fleisch und Blut auch die Caritas als Gefühl und von Herzen kommende Praxis in die Evolution eingeflossen ist und zur Herausbildung der menschlichen Natur beigetragen hat.

Wir verweisen hier nur kurz auf zwei Begräbnisse aus der Zeit des Neandertalers, des Homo erectus-Nachkommen, den unsere Vorfahren wohl verdrängen konnten, weil ihm der Sprung in eine „Kultur“ im engeren Sinne verwehrt blieb:

Das eine bewahrt die Überreste eines Mannes, der viele Jahre so schwer verletzt überlebt hat, dass dies ohne eine ihn selbstlos pflegende Gruppe nicht vorstellbar ist.

Das andere, schon von Homo erectus selbst stammend und erst vor kurzem gefunden, ist das einer lebensunfähigen Frühgeburt. Vielleicht ist es ein Beweis für das, was wir mit unseren teils spekulativen Überlegungen nur postulieren konnten: dass diese frühen Menschen auch darin schon Menschen waren, dass sie einander über den Tod hinaus auch dann schon lieben konnten, wenn das Leben nach rationalen Kriterien noch gar nicht begonnen hatte. Sie waren wie wir, die wir die sehr kleinen Gräber auf unsern Friedhöfen bei weitem rührender schmücken als alle anderen (für eine gewisse, meist nicht allzu lange Zeit).



*„Liebe“ bei den Tieren*

Material: Kindheitserlebnis mit meiner weinenden Mutter und unserm Hund – Konrad Lorenz und Frans de Waal über „liebende“ Tiere<sup>10</sup> – Jane Goodall über selbstverzehrende Trauer einer Schimpansinentochter ...

Vgl. im Textanhang die Darstellungen von Konrad Lorenz, Frans de Waal und Irenäus Eibesfeld!

Zusammenfassung: Intelligente Tiere sind tatsächlich imstande, positive Empfindungen derart aus der unmittelbaren Einbindung in Umwelt-Situationen herauszulockern / zu abstrahieren und synthetisch mit einem bestimmten Individuum zu verknüpfen, dass der *Eindruck* eines menschlichen Gefühls entsteht, so wie es menschlich *wirkt*, wenn ein Rabe einen andern durch „Einführung“ in diesen austrickst, Adler parasiten-tötende Äste über ihr Nest legen, Tintenfische ...

*Menschenaffen und Vormenschen*

... wenn eine Schimpansin „sich“ im Spiegel erkennt, Schimpansen mit Stöckchen Termiten angeln ...

Vgl. auch hierzu im Textanhang die Darstellungen von Frans de Waal und Irenäus Eibesfeld!

*Der neue Vormensch,<sup>11</sup> die Australopithecinen, „Homo“ habilis ...*

---

<sup>10</sup> Siehe Textanhang

<sup>11</sup> Eckzähne, flache Hierarchie, Klettern und aufrechter Gang, wenig Dimorphismus, gemeinsame Brutpflege? Paarbindung? Multitalentiert: vor-weltoffen, Baumland vor Savanne ... Eignung (zufällig!) für Welt-Eröffnung: vielseitiges Können und gemischte Ernährung, „opportunistisch“, starker Sozialverband mit Tröstungsressourcen: Fellpflege, Zärtlichkeit, evtl. Bobo-Sex, gegenseitiger Schutz durch soziales Abwehrverhalten, Paar- und Kind-Bindung ausgreifend auf die anderen und deren Kinder bzw. gegenseitige Verstärkung von Gruppen- und „Kleinfamilien“-Bindung ...

## *Leben und Lieben vor der Kulturentstehung*

Schon bevor wir uns in die Paläoanthropologie stürzten, um die Entstehung der Liebe als geschichtliches Ereignis beobachten zu können, waren wir aus transzendental- und existential-philosophischen Gründen davon überzeugt, dass die Liebe kein gesellschaftliches Produkt im üblichen Sinne ist; dass sie sich keiner geschichtlichen Sublimation des Geschlechtstriebts verdankt, dass sie nicht durch die zwanghafte Überformung des Sexes durch das Soziale entsteht; dass es vielmehr, wenn dieses gesellschaftliche Produzieren, dieses Sublimieren und Überformen einsetzt, den Sex als *natürlichen* Trieb und Funktionszusammenhang gar nicht mehr gibt, sondern an seiner Stelle ein Gefühlsleben, das bereits menschlich ist und die Fähigkeit zu lieben in sich enthält: Es sind dieses Gefühlsleben und diese Liebesfähigkeit, die gesellschaftlich unterdrückt und überformt wird. Was wir erhofften, war, dies in das Nacheinander einer belegbaren Geschichte bringen und in abgrenzbare Schritte teilen zu können. Dabei haben wir folgende Ergebnisse erzielt:

Etliche zigtausend Jahre bevor es zu den ersten Voll-Ausprägungen dessen kommt, was wir menschliche Gesellschaft und Kultur nennen, entsteht mit der Welt-Öffnung des Menschen auch schon die Liebe: mit ihrer Rück- oder Innenseite, der Ausprägung eines emotionalen Lebens im spezifischen Sinne, der Ausprägung einer emotionsgesättigten Sozialität. Indem das tierische Empfinden, in der Entzweiung gegenüber der triebvermittelten Umwelt und der Entfremdung von den mitlebenden Artgenossen auf sich selbst geworfen, reflexiv wird, „stimmt“ es sich zur Kompensation verlorenen Einsseins; dazu bietet sich die intime Begegnung mit *einem* Anderen an, einem Anderen, der wie ich selbst eigenartig, isoliert und fremd unter den Anderen ist. Das hat zunächst mit Sex durchaus nichts zu tun, die Natur belohnt es aber mit sexueller Lust, wozu sich wundersamerweise fügt, dass auf unserem Planeten (es könnte auch anders sein und ist anderswo vielleicht auch anders: auf dem Planeten der Klone oder der dreigeschlechtlichen Lebewesen) auch der Sex ein Zweierding und außerdem etwas überwiegend (!) zwischen Männlein und Weiblein sich Abspielendes ist.

Gemessen an späteren Verhältnissen, deren Anfänge uns noch in ihrem Nachklang bei den sog. Naturvölkern vor Augen stehen und die wir aus der Geschichte sowie ganz einfach von uns selber kennen, müssen diese Menschen tatsächlich in einer „adamitischen“ Freizügigkeit gelebt haben, wie Henry Miller es nennt und nachzuleben versucht hat: Die Instinkte, deren

Auswirkungen auf das sexuelle und soziale Leben der Vormenschen wir uns vereinfacht nach Analogie der Schimpansen und der Bonobos vorstellen dürfen (s. o.), waren gelockert und lockerten sich bis zum Verdampfen weiter, während eine „Zweite Natur“ in Gestalt eines umfassend-allesbefassenden Ensembles von Institutionen, Tabus, Regeln und Verboten noch auf –zigtausend Jahre hin *nicht* entstand: kein symbolisches Denken, keine Ringe, kein Himmel, in welchem „die Ehen geschlossen“ werden: siehe den nächsten Abschnitt.

Der Beweis hierfür liegt darin, dass es über solchen uns schon bei weitem nicht mehr vorstellbaren Zeitraum hinweg zwar noch zu erheblichen evolutiven Veränderungen kommt (noch leben mehrere Menschenarten nebeneinander, das Gehirn wird seine endgültige Größe erst noch erreichen), keineswegs aber zu so etwas wie einer triebverankerten Monogamie<sup>12</sup>: Verlässliche Zweisamkeit wird zwar durch Reproduktionserfolg belohnt, d. h. es setzen sich bevorzugt Individuen durch, die so etwas können, aber sie bleibt eine Verhaltensoption unter anderen: als dauerhafte, ja zeitlose und tendenziell unbedingte, weil *gewollte* Verbindung von zwei Individuen zu einem Paar, um das herum es alles mögliche andere gibt: Promiskuität, Polygamie, Homosex und überhaupt alles, was wir uns einführend vorstellen können (sie ja schon wie wir, diese Frühmenschen).

Sie werden dieser von der Evolution bevorzugten Lebens- und Liebesform, wie sie sich im Lebenszyklus von Frühgeburt, langer, von Eltern und Familienverband/Horde umhelter Kindheit usw. ausprägt, im eigenen wie im Gruppeninteresse nachgeholfen haben; die betrogenen Frauen werden den Sex, oder schlimmer: die Zuwendung, verweigert, dafür dann vielleicht Prügel riskiert haben), Vergewaltiger und Verführer wurden vielleicht davongejagt, asozial, verantwortungslos sich Verhaltende bestraft, aber so wenig Handfestes, durch Funde Belegbares wir darüber wissen (so gut wie gar nichts nämlich): Viel mehr kann es nicht gewesen sein, was deutlich wird, wenn man sich folgendes klar macht: Es gehört viel mehr dazu, als man denkt, eine die instinktregulierte Tiernatur ersetzende Zweite Natur hervorzubringen: Tabus, Verbote, Gebote, Institutionen, einen himmlischen Überbau, ein Bild von der Welt im Ganzen, von einem Sinn des Lebens, vom Ursprung und Verbleib der Seelen, von Gut und Böse.

Der Umweg in die Vorgeschichte hat sich jedenfalls gelohnt. Nach Abzug alles Spekulativen bleibt als harter Kern unserer Ergebnisse: Ja, mit dem Menschen, als dem welt-offenen und

---

<sup>12</sup> Vgl. im Anhang Eibl-Eibesfeld, dem ich auch hier *teilweise* folge.

zur Weltbemächtigung schreitenden Wesen *musste* das Emotionale, musste die Fähigkeit der aktiven und Aktivität vorausnehmenden Selbst-Stimmung entstehen und damit die Fähigkeit eines jeden Ego, ein bestimmtes Alter um seiner selbst willen zu lieben. Dies an sich hatte noch nichts mit Sex zu tun, wurde *dann* aber mit Sex verknüpft und belohnt, um die reale Emotionsgemeinschaft des menschlichen Lebenszyklus hervorzubringen, in dem der natürliche Instinkt unwiderruflich und in der Wolle „menschlich“ gefärbt wurde – „emotionalisiert“ – , und geriet *damit* unter eine erste bewusste Disziplinierung durch sozialen Zwang, der aber noch auf unvorstellbar lange Zeit nicht die Qualität einer Zweiten Natur, eines kulturellen Gesamtzusammenhangs gewinnen konnte und gewonnen hat. *Unter dessen Herrschaft dann* konnte nicht mehr der rein natürliche Sex diszipliniert und sublimiert werden, den es schon seit sozusagen Ewigkeiten nicht mehr gab, sondern statt seiner, was aus ihm geworden war: die menschliche Emotionalität mit ihrem kräftigsten, dem Überformtwerden mit der größten anarchischen Energie sich entgegensetzenden Bestandteil: der exklusiven Liebe von Mann zu Frau, Frau zu Frau, Mann zu Mann, die den Gegen-Raum des Intimen schafft und einer Leidenschaft fähig ist, die sich über alle Grenzen und Bedingungen hinwegsetzt.

*Das weitere Schicksal der Liebe im (prä-)historischen Kontext: gesellschaftlich-kulturelle Überformung*

#### *DIE „KULTURELLE REVOLUTION“*

Nach unvorstellbar langen Jahren scheinbarer Stagnation oder kaum merklicher Entwicklung beschleunigt sich die menschliche Frühgeschichte um 40 000 Jahre vor unserer Zeitrechnung mit dem, was wir „kulturelle Revolution“ nennen können, in dramatischer Weise. Die Herstellung von Steinwerkzeugen wird entscheidend raffinierter und beginnt jetzt damit, dass man einer Feuersteinknolle, die man sich von sehr speziellen, entlegenen Fundstellen besorgt, zunächst die ganz bestimmte Ausgangsform gibt, die es dann ermöglicht, in einer Reihe festliegender Arbeitsschritte nach und nach einen ganzen Satz von Werkzeugen verschiedener Funktion herauszusprengen (sozusagen einen ganzen Werkzeugkasten), und damit endet, dass mit einem letzten Schlag Kerne von besonderem Gebrauchswert herauspringen: ein langwieriger, nur von Virtuosen zu beherrschender Arbeitsprozess, der viel vorausplanende Vorstel-

lungskraft, hohe und anhaltende Aufmerksamkeit und Disziplin verlangt. Die in perfekter Form abgesplitterten Miniaturklingen und –spitzen werden zu Bestandteilen von „Kompositwerkzeugen“ wie dem Wurfspeer, der eine Feuersteinspitze und Feuersteinwiderhaken sowie eine Befiederung aufweisen kann, alles mit Hilfe von Birkenpech, das nur unter starker Erhitzung über Feuer zu gewinnen ist, befestigt, und den man mit einer raffiniert gebauten, den Wirkungsgrad des Wurfarmes vervielfachenden Schleuder sehr effektiv ins Ziel bringen kann. Zusammen mit der hochorganisierten Horden- oder hordenübergreifenden Massentreibjagd verweist all dies auf sehr hohe, weder im Tier- noch im Urmenschenreich bis dahin auch nur annähernd erreichte Grade von Abstraktions- und Planungsvermögen, Arbeitsteilung und –organisation, sozialer Rationalität und emotionaler Abfederung, Lern- und Traditionsfähigkeit, Fähigkeit zu Symbolbildung und sprachlicher Verständigung hin, so hohe, dass sich all dies zu einem neuartigen, durch einen Quantensprung ermöglichten „System“ zusammenschließt, dem System, das wir „Kultur“ nennen und zu dem, ebenfalls eine unverzichtbare Rolle im zyklischen Ineinanderwirken der Elemente und Momente spielend, auf sozialem Gebiet Institutionen, Tabus und Regelwerke gehören, auf dem der „Weltanschauung“ eine Religion als Vorstellung vom Ganzen sowie von Unendlich- und Ewigkeit, auf dem der intersubjektiven Praxis abgestimmte und kodifizierte Wertvorstellungen...

Jetzt vollendet sich die menschliche Weltoffenheit, die dann in der alsbald einsetzenden neolithischen Revolution mit Viehzucht und Ackerbau sowie der nach bisherigen Maßstäben sogar noch schneller folgenden (!) industriellen Revolution sowie der geradezu unmittelbar sich anschließenden Globalisierung unserer Tage nur noch zusätzliche Dimensionen gewinnt und sich dabei zur tendenziellen, wenn auch nicht restlos realisierbaren totalen Naturbeherrschung auswächst. Jetzt schon erobert der Mensch mit Ausnahme der Antarktis alle Weltgegenden – mit Hilfe eines sich stetig beschleunigenden technischen Fortschritts sowie eines entsprechenden auch der gesellschaftlichen Komplexität und Rationalität.

Damit erreichen auch Entzweiung und Entfremdung ihre ersten, dann einander von Stufe zu Stufe überbietenden Höhepunkte, aufgefangen jeweils durch soziale Kompensationen, Surrogate vorzeitlicher Umweltbeheimatung: die Gemeinschaften von Horde, dann Stamm, dann Dorf, dann Stadt, die Institutionen von Großfamilie und Ehe ...

Doch wie *entsteht* diese Zweite Natur des Menschen, welche die erste (wir spüren sie immer noch und sehen unter den Kleidern, unterm Schädeldach sowie unter unserem anerzogenen kulturellen Überbau kaum anders aus, als es ihr entspricht, sie ist das, was unser alle Ethnien verbindendes Erbgut ausmacht) zur Gänze und mit größerer Tiefenwirkung als eine Haut, mit geringerer freilich als ein höherstufig-verzehrender Superorganismus tiefgreifend überformt (also nicht „totalitär“ einschmelzt)? Die Frage ist für den Liebegriff von großer Wichtigkeit, weil sie den Abstand ins Auge fasst, der zwischen uns und jenen präkulturellen Zeiten liegt, in denen der „adamitische“ Mensch noch ein vergleichsweise undomestiziertes Liebesleben führte.

Folgen wir erstens Sigmund Freud („Traumdeutung“, „Totem und Tabu“, „Unbehagen in der Kultur“ u. a.) und diesem gar in der philosophisch verschärfenden Interpretation eines Christoph Türcke („Philosophie des Traumes“, 2009), zweitens der anthropologischen Wende von Hans Blumenberg („Arbeit am Mythos“, „Höhlenausgänge“, „Beschreibung des Menschen“) drittens den Religionsarchäologen René Girard („Der Sündenbock“ u. a.) und Walter Burkert („Homo necans“), so können wir uns die urtümliche Herausbildung der von Arnold Gehlen nur allzu richtig „heilsam“ genannten *Institutionen*, dieser Bauelemente aller menschlichen Vergesellschaftung oder „Zweiten Natur“, nach folgendem Schema vorstellen: Am Anfang stehen spontane Morde, dann Kollektivmorde an aus der Reihe tanzenden Individuen, in denen der übermächtige Druck einer als entfremdete und beängstigende „Welt“ sich enthüllende Umwelt Luft macht und die nach dem immer noch lebendigen, heute „Mobbing“ genannten, Sündenbockschema die ins Offene, Kalte und Verstörende geworfene Menschengemeinschaft stabilisiert; diese Morde werden in Menschen- dann in Tier-, schließlich in unblutigen Opfern ritualisiert und so in dieser sozialen Funktion fixiert; auf dieser Grundlage entstehen die mythischen oder religiösen Erzählungen, in denen exemplarisch zu hören ist, wie die Welt geordnet ist und wie man leben soll, sowie die kodifizierten Regeln, Verbote und Gebote, schließlich die Institutionen, wie sie bis heute durch Erzählungen, Symbole und Riten, in denen die Ursprünge noch durchscheinen, den Menschen eingepägt werden: *Ehering* (Symbol für Sex *und* zeitlose Dauer\*), *Hochzeitsmahl* (Opfer! – dazu gehört auch das Sich-Loskaufen des Bräutigams von den Seilchen haltenden Gemeindegliedern), *Hochzeitsfest* (Ritual, nicht umsonst immer noch mit Übergabe der Braut aus der Hand des Vaters: Beschwörung von Exogamie, Inzestverbot und Frauentausch – universalen Merkzeichen *aller* bekannten Kulturen),

Hochzeitsgottesdienst als Verankerung im Metaphysischen, Heirats*gelöbnis* mit dem religiösen oder politischen Vertreter des Gemeinschaftsganzen, mit Zeugen ...

Fazit: Nur unter unausdenklichen Mühen, mit ursprünglich grausam gegen sich selbst gewandter Destruktivität, die dann in langwierigen Prozessen abzumildern war, bis das Zwingende so weitgehend zivilisiert und internalisiert war, dass es uns beinah natürlich vorkommt, wurde erreicht, *dass wir uns sozial und nicht mehr unserer Natur gemäß verhalten*. Für die Liebe bedeutet dies, dass mit ihr etwas grundstürzend Neues passierte, eine überwältigende Neu-Zurichtung geschah: Wir vollendeten den Exodus aus der natürlichen Umwelt, die Evolution nahmen wir endgültig in die eigenen Hände und wir gingen zu einer von Kultur und dann Geschichte geprägten Lebensweise über.

Was dabei aus der Liebe wurde? Danach befragen wir die ältesten überhaupt überlieferten Kunstwerke, die den Menschen selber zeigen und prompt als ein überwältigend sexuelles *und* soziales Wesen ausweisen. Die Frage ist: urtümliche Erst-Humanisierung des Sexes, die zu immer kultivierteren Sublimationen und schließlich zur Liebe als sozialer Errungenschaft führen wird (dies ist *nicht* unsere Position) oder unterdrückende Formierung der längst schon bestehenden Liebe, von der aber jetzt, bei durchgesetztem gesellschaftlichem Totalzusammenhang (Kultur), das anarchische Potential zum Problem wird (dies *ist* sie).



*KULTUR ALS DOMESTIZIERUNG DER LIEBE: DIE „VENUS“ VON WILLENDORF,  
„EVA“ UND ANDERE(S)*

„Wie schwierig es ist, die symbolische Bedeutung [...] weiblicher Darstellungen des Jungpaläolithikums zu entschlüsseln, zeigt die Erforschung der [...] Venusstatuetten, die vor 100 Jahren mit der Entdeckung der Venus von Willendorf ihren Anfang nahm. Sie wurden als erotische Darstellungen, als „Pin-up-Girls“, als Schönheitsideale, als Selbstporträts, als Zeugnisse altsteinzeitlicher Fruchtbarkeitsmagie oder als Urmütter und Göttinnen gedeutet. Ferner sollen sie alle Stadien der Fruchtbarkeit zeigen oder Ahnen darstellen.“

So heißt es im Katalog der jüngsten Stuttgarter „Eiszeit“-Ausstellung, mit der zum ersten Mal die spektakulären Funde der letzten Jahre in den schwäbischen Höhlen einer staunenden Weltöffentlichkeit präsentiert wurden. Neben einem formvollendeten Mammut und gleichrangigem Pferdchen, einem Löwenmann und aufwändig hergestellten Musikinstrumenten stellt eine „Eva“ genannte Frauenfigur, die deutlich älter als die oben abgebildete Venus von Willendorf ist, mit ihr aber in einem kunstgeschichtlichen Traditionszusammenhang stehen



muss, den im globalen wie im welthistorischen Maßstab bedeutendsten Fund dar: als sehr wahrscheinlich älteste figürliche Darstellung eines Menschen überhaupt:



Wir wollen uns am Wettstreit der gewagten Interpretationen nicht beteiligen, sondern vom faktisch Gegebenen ausgehen und es zunächst unverdrossen ins Licht (wenn es denn eins ist) unserer bisherigen Überlegungen stellen, um uns dann in einer selbstkritischen Rückwendung zu fragen, ob wir mehr getan haben als mit einer weiteren Spekulation („Die erste erotische Kunst unterdrückt im gesellschaftlichen Interesse die personale Liebe“, um die Katze aus dem Sack zu lassen) einer soeben erst zugemuteten („Die Liebe ist überhaupt *vor* der Gesellschaft in unserem Sinne entstanden“) noch eins draufzusetzen.

Unser Wissen über die Kärglichkeit der Lebensfristung und das alle Kompetenzen der damaligen Menschen ausschöpfende Beschaffen der Nahrung in umherschweifender Lebensweise lässt es nicht zu, in diesen Figurinen Abbildungen lebender Durchschnittsfrauen zu sehen. Wenn es, was andererseits auch nicht von der Hand zu weisen ist, reale Muster gegeben haben muss, dann verweist dies auf fortgeschrittene Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern (weit schweifendes Jagen der Männer, sesshafteres Leben der sammelnden und für Schwangerschaft-Gebären-Kinderaufzucht zuständigen Frauen) sowie darauf, dass so etwas wie periodischer Reichtum möglich geworden ist, der es Frauen eher als Männern ermöglichte Fettreserven anzulegen, was als gutes Zeichen zu sehen war und so gewiss auch „schön“ gefunden wurde.

Zweifelloos ging eine starke sexuelle Stimulation von diesen Figurinen mit ihren üppigen geschlechtsspezifischen Rundungen aus, was es undenkbar macht, dass Frauen ihre Urheberinnen sind. Andererseits muss viel mehr als *sexuelle* Objekthaftigkeit in ihnen gesehen werden: Darüber hinaus zeigen sie nicht nur Reichtum und Wohlleben, sondern auch Fruchtbar- und Mütterlichkeit, alles Dingen, denen, wie auch schon das kostbare und schwer zu bearbeitende Material Mammutelfenbein zeigt, erst recht die professionelle Kunstfertigkeit, die an keine Anfertigung „zu persönlichem Gebrauch“ denken lässt, ein *sehr hoher Wert* beigemessen wird. Was alles aber nichts an *Objekthaftigkeit überhaupt* ändert.

Um es kurz zu machen: Wenn diese Menschen schon, wie wir zu wissen glauben, so emotionale Wesen wie wir waren und einander lieben konnten, dann gehörten diese Figurinen in einen speziellen Verwendungszusammenhang, in dem die (geliebten!) Frauen nichts verloren hatten, von dem sie womöglich nicht einmal richtig wissen sollten (ich stelle mir vor, dass man diese Figürchen sogar vor ihnen verbarg): Von einem berufenen Spezialisten ein für alle Mal für alle Männer der Horde hergestellt, begleitete sie diese auf ihren über mehrere Tage oder gar Wochen sich hinziehenden Jagdzügen, unverlierbar befestigt an der *Öse, die Eva an Stelle eines Kopfes (!) trägt* (kein Einzelfall übrigens), um in der abendlichen Situation des Unter-Männern-Seins, wie man sie vom Matrosen- und Landserleben kennt und vielleicht in den Stammtischen noch rudimentär fortlebt, - nun, wozu zu dienen? Leserin wie Leser denkt jetzt an etwas Unanständiges, aber besser sollten sie an so etwas wie Beten denken. Beides ist Spekulation und wird der Sache nicht gerecht, aber stimmt doch auch – man könnte von der späteren Tempelprostitution Licht in dieses Dunkel fallen lassen und sich ein Gemisch von kollektiv vermitteltem sexuellem Begehren, Sehnsucht nach mütterlicher Wärme, Verehrung der weiblichen Fruchtbarkeit bzw. Schöpferkraft denken (der eigene Anteil an der Zeugung mag noch gar nicht bekannt sein: sicher ist das erst bei den späteren Hirten und Bauern).

Wenn es so oder so ähnlich war, dann ist die Ästhetik der Figurinen davon der perfekte Ausdruck: Sex-, Sehnsuchts- und Verehrungsobjekte – Objekte! - ohne Individualität und ohne Persönlichkeit. Die Venus von Willendorf hat nur am Körper passiv anliegende Läppchen als Arme, was könnte sie mit denen ausrichten?, ihr Gesicht, der Körperteil also, aus dem wie aus keinem andern die individuelle Seele spricht, ist von der schematischen Frisur, die wie eine Vermummungsmütze wirkt, weitgehend verdeckt, während der Rest durch eine in sich gekehrte Neigung des Kopfes der Sichtbarkeit entzogen ist. Wie auch bei Eva dann keine recht

ausgebildeten Beine, wo sollen sie also hin wollen, und, wie gesagt, die Öse anstelle des Kopfes!

Von unserem Standpunkt aus lässt sich das nun nicht nur sehr gut erklären, sondern auch in seiner objektiven Intentionalität deuten. Mit letzterem ist nicht eine bewusste Absicht gemeint, sondern ausgehend davon, dass jede Kommunikation auch den Aspekt des Appells, des Bewirkenwollens hat, eine mit diesen Artefakten in den Raum gestellte Tatsache, eine objektive Wirkungstendenz:

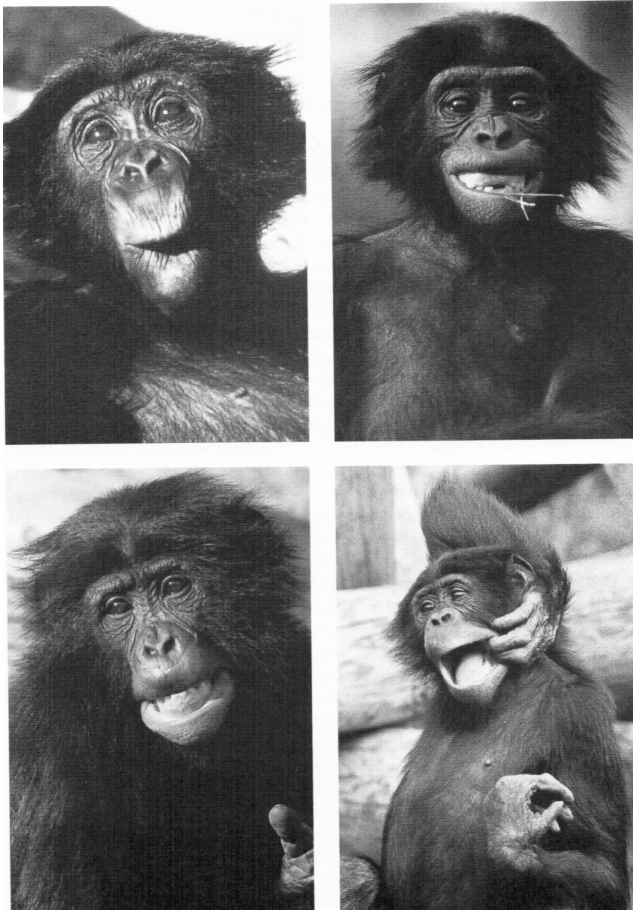
Diese Figurinen waren Männersachen, die in der Fremde dazu dienten, erotische, Behaglichkeits-, Schutz- und Sinnbedürfnisse („Wozu tun wir all dies Schreckliche in dieser kalten Fremde?“), *Sehnsucht* zu stillen, aber so, dass ein *Einschwören aufs Gemeinschaftliche* dabei stattfand. Was uns fehlt und was wir uns sichern, wenn wir durchhalten, sind *die Weiber* mit ihren Titten, Ärschen und Öffnungen, die unsere Kinder gebären und überhaupt allem einen Sinn geben. Also *die Frau als Institution* (von deftig bis heilig). Und nun das für unser Thema Entscheidende: die pädagogisch-appellative Nebenbotschaft. Wir können sie so formulieren: Keiner darf tun, wonach ihm doch so bezwingend ist: nach Hause abhauen zu dem Wesen, das er einmalig-leidenschaftlich zu „lieben“ vermeint! Die Frauen liebt man nicht, man benutzt und verehrt sie, sie sind ein kollektives Gut, es sind „die Weiber“ mit all dem dran, was man als Mann und als Gruppe braucht. Auf die Rundungen und die Öffnungen kommt es bei ihnen an, nicht auf die tiefen Blicke, die ihr so gerne mit ihnen tauscht, nicht auf die Münder, mit denen sie zu euch sprechen, nicht auf die Beine, mit denen sie eigene Wege, nicht auf die Arme, mit denen sie eigene Taten tun können ...

Als ich noch ein Taucher war, in den sechziger und siebziger Jahren, war es noch nicht Mode, Mitleid mit den Haien zu haben, man hatte schlicht Angst vor ihnen, und so fragte mich mal ein zur Hypochondrie neigender guter Freund, ob es in den einsamen Buchten unserer griechischen Insel, wo ich mich mit kleinen Töchtern im Wasser herumtrieb, keine Haie gebe? Ich versuchte mit der Versicherung zu beruhigen, dass noch keiner der mir gut bekannten Fischer einen entsprechenden Hinweis gegeben habe, was bei dem Freund, übrigens einer der klügsten Menschen, die mir je begegnet sind, geradezu Entsetzen auslöste: Das sei ja geradezu der Beweis, dass es sie gebe, wenn sie derart tabuisiert würden, die Haie. Ich weiß noch, wie ich schallend gelacht habe, und auch heute möchte ich nicht in die Falle gehen, die Odo

Marquard einmal böse denunzierte, als er Interpretation als die Kunst definierte, „aus einem Text herauszuholen, was nicht drinsteht“. Kann man wirklich sagen, die Venus-Figurinen verwiesen gerade durch die Abwesenheit all dessen, was zur persönlichen Liebe gehört, darauf, dass es sie gegeben haben muss, so wie, was jeder zugeben wird, das Gebot „Du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib“ weniger auf den hohen Rang ehelicher Treue als im Gegenteil darauf verweist, dass Ehebruch und Promiskuität große gesellschaftliche Probleme des Volkes Israel gewesen sein müssen? Verweisen die Masken im Werk des belgischen Malers James Ensor darauf, dass dieser das Individuum nicht mehr kennt, oder darauf, dass es in der modernen Welt unterdrückt wird?

Einen Beweis werden wir nicht führen können, geben aber zu bedenken:

- Es ist vollkommen auszuschließen, dass diese Menschen etwa noch so stumpf waren,



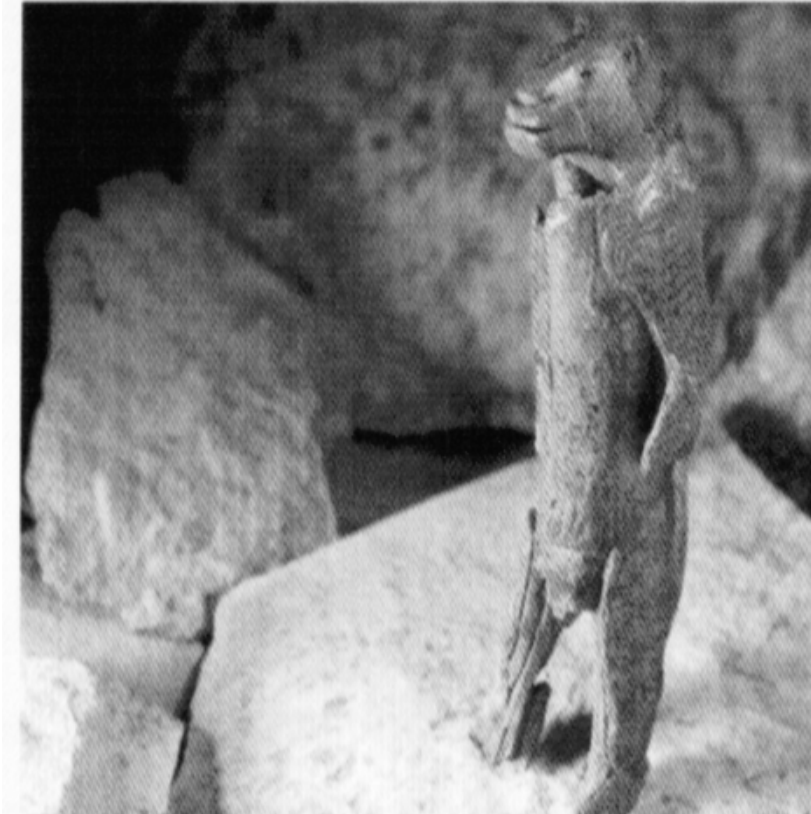
dass sie das menschliche Antlitz als Zentralorgan kommunikativen Austauschs oder Spiegel des seelischen Zustands nicht gekannt hätten. Dies ist ein schon Millionen Jahre altes Erbe der Naturgeschichte, das schon die großen Menschenaffen mit uns gemeinsam haben, mithin schon vor diesen, die mit uns ja nur über gemeinsame Vorfahren verwandt sind, da gewesen sein muss.

- Darstellungen des weiblichen Antlitzes gibt es in der jungpaläolithischen Kunst durchaus, und zwar bemerkenswert anmutige, sogar bis zur Porträt-, ja Karikaturhaftigkeit individualisierte:



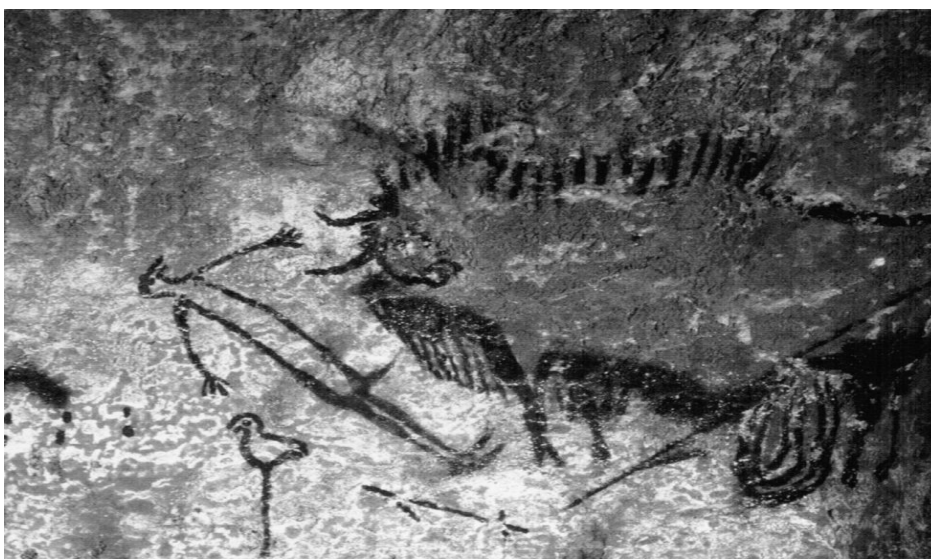
- Zahlreiche Funde belegen ein ausgeprägtes Bewusstsein der eigenen individuellen Besonderheit, was ohne eine komplementäre Wertschätzung Anderer in der ihren nicht vorstellbar ist: Körperbemalung, Schmuck, exquisite persönliche Werkzeuge wie jener vollendet geformte Faustkeil, in dessen genauer Mitte eine fossile Muschel prangt: So etwas entsteht nicht zufällig, sondern ist nur so zu erklären, dass ein glücklicher Fund mit erheblichem, von einem starken Wunsch nach Erhaltung und Zur-Schau-stellen-Können des Fossils motivierten Arbeitsaufwand präpariert wurde. Was allerdings übers Individuelle auch schon wieder hinausweist, es ein Stück weit in der Konkurrenz mit anderen und dem Streben nach Rang, Ansehen, Macht aufhebt, was nicht ohne Auswirkungen auch auf das erotische Leben geblieben sein kann (Rang, Macht, später Geld macht attraktiv: wir kennen das). In diesen Zusammenhang gehören prunkend glatte und formvollendete Faustkeile von einer die vernünftige Nutzbarkeit vernachlässigenden Übergröße.

- Dass Normierend-Gesellschaftliches zumindest ausgedrückt, wenn auch vielleicht nicht bewusst intendiert oder propagiert wurde, wird auch deutlich, wenn man diese



Frauen- mit den viel selteneren zeitlich entsprechenden Männerdarstellungen vergleicht: Aus dem schwäbischen Hohlenstein stammt ein Mann mit Löwenkopf, was man deuten kann, wie man will, aber immer darauf hinausläuft, dass in Darstellungen auch der Männer das Individuelle zielgerichtet getilgt wurde, und zwar

zugunsten einer gesellschaftlichen Funktion oder Rolle, am wahrscheinlichsten der einer Repräsentation körperlicher und übers Körperliche hinausgehender geistiger, magischer Macht. Sexualisierung, Erotisierung, Degradierung zum Objekt fehlen hier völlig, was von der anderen Seite her unterstreicht, dass es bereits ein Machtgefälle, eine Macht der Männer über die Frauen, ein Patriarchat, gegeben hat und dieses, mithin gesellschaftlicher Zwang, das Individuelle und Persönliche durchdringend überformt, gerade damit aber doch auch von ihm als dem durch Überformung zu Unterdrückenden kündigt: Schamanen (!), Jäger und Kämpfer brauchte man ebenso wie auf der anderen



Seite Gebärerinnen usw., nicht aber Wesen, die für sich und fair sich zu zweit etwas wollten und aus der Reihe tanzten.

(links: Mann aus Lascaux). Sehr schön passt hierzu eine der ganz seltenen Ausnahmen der

Darstellung auch des männlichen Sexes: der Kieselsteinphallus aus dem unmittelbaren Fundzusammenhang der schwäbischen „Eva“, dem Hohle Fels. Ein Dildo oder etwas sonstwie den stimulierenden Frauenfiguren Vergleichbares? Die Frauen also auch? Weit



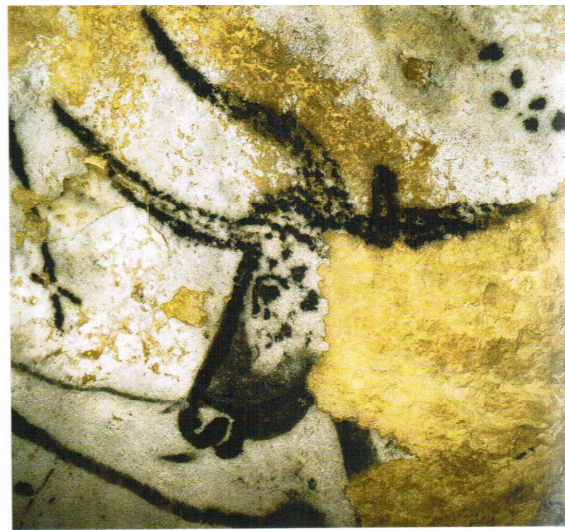
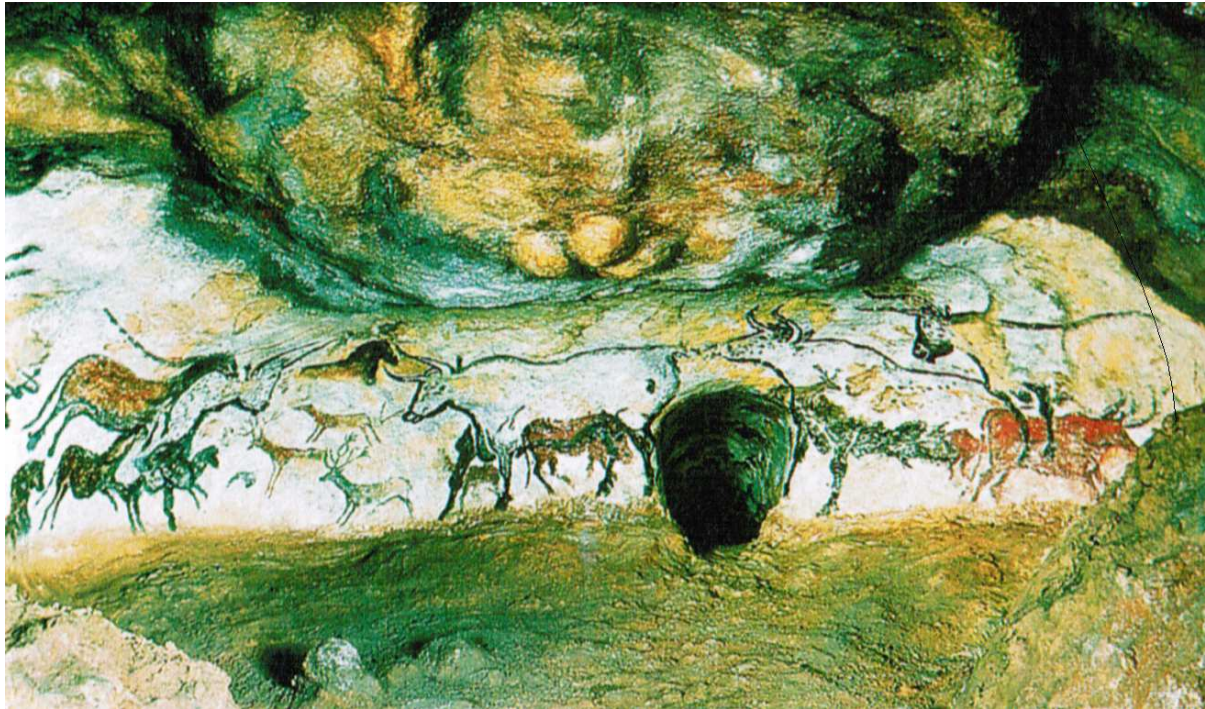
gefehlt! Gut erkennbare (s. links) Schlagspuren weisen dieses „Kunstwerk“ als Arbeitsgerät aus, mithin wurde dem Ausdruck gegeben, von einem Mann (wer wollte feministisch genug sein, das zu bezweifeln?), dass Eros sich ins Produktive, Schöpferische wandeln kann: Aus dem Instrument der Verschmelzung von Individuen ist im gesellschaftlichen Interesse das Symbol des homo als faber geworden, Sublimation, mit der Tendenz, die denn auch als impliziter Appell in diesem Phallus steckt: nicht lieben, arbeiten! Schaffe (da wir uns mit diesem Fund in Schwaben befinden)!

- Neben den situativen Kontexten, in denen die Frauen und persönlich gefärbte Begegnungen mit ihnen nichts verloren hatten, hat es, aber

jetzt als gesellschaftliche Institution, auch die Gegenstücke gegeben: Festlichkeiten mit Tanz und Musik, wovon insbesondere die staunen machenden Funde von melodiefähigen Flöten aus Schwanen- und Geier(!)-Knochen sowie, nur äußerst aufwändig und kunstfertig herzustellen und damit Beweis eines nicht privaten, sondern gesellschaftlichen Hintergrundes, aus faden- und pechverschweißten Elfenbein-Halbrohren künden.

- In Altamira, Chauvet und Lascaux begegnen wir Kunstwerken von unbestreitbar überzeitlichem Rang, die sich keineswegs mehr allein durch einen uns nicht mehr zugänglichen Verwendungszusammenhang erklären lassen (die schnell sich aufdrängende Hypothese vom Jagdzauber ist dadurch widerlegt, dass die wunderschön dargestellten Tiere erwiesenermaßen nicht zur Jagdbeute gehörten). Diese sehr frühen Menschen waren des heute „ästhetisch“ genannten Blicks fähig, mit dem unser-einer sich den Mitwesen ganzheitlich-anschauend und sie sein-lassend öffnen kann,

eines Blicks, den man mit dem Tausch der tiefen Blicke in einer Liebesbeziehung nicht nur vergleichen kann, sondern der eines Wesens mit ihm ist:





Mit dieser Einbettung der Venus-Figurinen in ihre wesentlichen Zusammenhänge wird die populäre und main-stream-soziologische Vorstellung hinfällig, dass diese den damals erreichten Stand der Beziehungen zwischen den Geschlechtern repräsentierten, das Frauenbild des Steinzeitmannes, die Unfähigkeit zu personalen Beziehungen, die Unmöglichkeit also dessen, was wir eigentlich „Liebe“ nennen. Es ist ganz anders: Eine wesentliche Tendenz gesellschaftlicher Selbst-Formierung, von Sozialisierung des Erotischen kommt zum Ausdruck, aber nicht, jedenfalls nicht unmittelbar, was das für Menschen waren und wie sich verstanden. Diese Figuren sind äußerst *zielstrebig in eine bestimmte Richtung stilisiert*, d. h. was hier fehlt, ist *absichtsvoll weggelassen*, obwohl es das gab, aber in bestimmten Kontexten nicht sein sollte: Erinnern des individuellen Antlitzes, Präsenz personaler Beziehungen, die Haltung sein-lassender Bewunderung, Bewusstheit der eigenen Identität wie der des Anderen, festlich-freigelassenes Zusammensein. Weggelassen ist es zugunsten von Disziplinierung des konkret-individuellen Lebens zu gesellschaftlich notwendigen Zwecken. Nicht diszipliniert, sondern im Gegenteil aufs Heftigste *stimuliert wird das sexuelle Begehren*. Und was ist es, wogegen diese Selbst-Disziplinierung sich richtet?

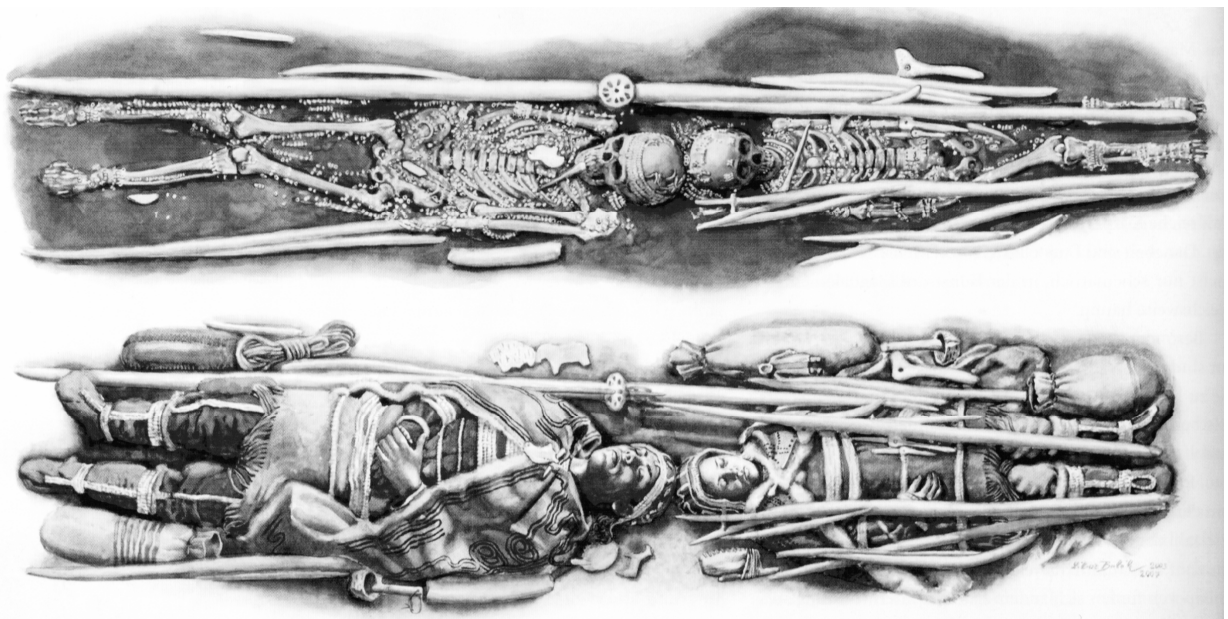
Mit Sicherheit *gegen alles Anarchische im allgemeinen und gegen individuelle Selbstbestimmung im Besonderen*. Wenn es die *persönliche Liebe* in unserem anspruchsvollen Sinne schon gab, wie unsere Interpretation der Evolution des Lebenszyklus von Homo erectus gezeigt hat – vielleicht gezeigt hat - , war an vorderster Stelle *sie* das Ziel jener Disziplinierung und Sozialisierung: Sozialverträglicher Sex, bitte schön, aber nicht die bekannten Abwege und Widerborstigkeiten derer, die sich einen ganz bestimmten Anderen in den Kopf gesetzt haben, die alles andere links liegen lassen und sich am liebsten über alles hinwegsetzen würden, was sie von ihrem Einzigem trennt!

Aber wenn man sich nicht sicher sein kann? Sind dann die Evas mehr als Spuren, aus denen man die Existenz der Liebe heischend herauslesen kann, nämlich ihr negatv-indirekter Beweis, der aus ihnen herausspringt wie die Glocke aus ihrer Gussform?

So ist, muss man befürchten, leider doch nicht. Wie schon die Entstehung der Gefühle mit dem urmenschlichen Lebenszyklus haben wir, bestenfalls, auch die spätpaläolithische Kunst mit unserm Ansatz besser als andere interpretieren und damit das, woran uns lag, sehr wahrscheinlich machen können, aber ein handgreiflicher *Beweis* war es eher nicht. Trösten mag uns, dass bis heute die Liebenden selbst eher die Blütenblätter von Gänseblümchen abzählen

als sich fraglos sicher zu sein. Übrigens lässt auch die Freiheit sich schwer oder gar nicht beweisen.

Abschließend ein gewürdigter Fund aus Sunghir (Russland), den man nach den gründlicheren Untersuchungen kommender Zeiten vielleicht einmal als einen solchen Beweis ansehen wird:



Liebevoll bekleidet, individuell geschmückt und für ein Jenseits gut ausgestattet, ein Mädchen und ein junger Mann, die man, was absolut einzigartig ist, so in einer Reihe liegend bestattete, dass die Füße auseinander weisen, die Köpfe aber einander berühren — also die Zentren des Denkens und Fühlens, die auch die Organe beherbergen, mit denen wir die tiefen Blicke tauschen; die Antlitze, die wie nichts anderes am menschlichen Körper die individuelle Einzigartigkeit spiegeln... War sie zum Frauentausch mit einer anderen Horde bestimmt oder durften die beiden aus einem anderen Grunde nicht zusammenkommen und wurden sie geopfert und anschließend verehrt, weil sie sich damit nicht abfinden konnten? Romeo und Julia vor vielleicht 20 000 Jahren? Dieser Vorschlag ist zu phantastisch um tragfähig zu sein, aber um der Gelegenheit willen, die These dieses Buches zu veranschaulichen, sei er doch in den Raum gestellt: Nach den hier entwickelten Vorstellungen wäre genau dies eine *Möglichkeit*.

Einen weiteren Einblick in Entstehung und Schicksal der Liebe in der menschlichen Urgeschichte können uns Überlegungen zum Inzest verschaffen.

Die Ethnologen sind sich einig darin, dass wir mit seinem Verbot etwas vor uns haben, das alle Kulturen gemeinsam haben und das man deshalb als ein Kennzeichen, wenn nicht als die ursprüngliche Leistung von Kultur überhaupt anzusehen hat. Biologen wiederum sehen das anders: Eibl-Eibesfeld (siehe Textanhang) z. B. weist darauf hin, dass auch gewisse Tiere schon den Inzest instinktsicher vermeiden (sehr wenige!) und liest die Universalität des Inzestverbots als Hinweis auf eine schon vor aller Kultur, also in der menschlichen Natur angelegte und genetisch fixierte Disposition. Unsere Sichtweise nun erlaubt eine Verknüpfung der Standpunkte durch eine Erklärung, die beide möglicherweise vertieft:

Wenn es richtig ist, dass der Mensch, indem er sich der Welt öffnet und dadurch sich seiner selbst und seiner Umwelt entfremdet, reflexiv wird und mit der Fähigkeit zu „aktiven“ Gefühlen und Stimmungen auch die zur personalen Liebe erwirbt, in die dann erst, sekundär, die Triebkraft des Sexes hineinströmt, dann hat er seitdem ein starkes individuelles Motiv, den Inzest zu vermeiden: Prinzipiell mag nichts gegen eine leidenschaftliche Liebesverbindung mit Vater oder Mutter oder Geschwistern sprechen, in der Praxis der Lebensführung steht dem aber etwas ganz Entscheidendes entgegen: dass diese eventuellen Partner in höchstem Maße bekannt, ja vertraut sind und dass man sich mit ihnen bereits in festen Beziehungen von Macht und Gewohnheit befindet. Theoretisch könnte man beides transzendieren und jenseits davon jenes schutzlose Sich-Darbieiten und Verlangen nach dem Anderen um seiner selbst willen, jenes mimetische Sich-zur-Deckung-Bringen, realisieren, praktisch grenzt es ans Unmögliche. Wie können Tochter und Vater, die einander begehren, aber einander nach Maßstäben des Alltags auch in- und auswendig „kennen“, fixe „Bilder“ von einander haben sowie in Machtbeziehungen zu einander stehen und immer schon bestimmte Rollen für einander spielen, einander plötzlich im *biblischen* Sinne „erkennen“, modern und romantisch gesprochen: jenen Liebesblick miteinander tauschen, der den Anderen in seiner vollen Individualität, gar in seinen besten Möglichkeiten und Noch-nicht-Sein sucht und sich selber so darbietet und aus der Hand gibt? *Sich* auf den Andern *ver-lässt*? Nein, in aller Regel wird so etwas auf Selbstverlust und Missbrauch hinauslaufen. Zur passionierten Liebe gehört die Fremdheit des Anderen, gehört, ihn nicht nur sein, sondern auch fremd sein zu lassen, Eigen- und Fremdheit

anzuerkennen, da Verschmelzung zu einem neuen Gesamtwesen ja Wunsch bleiben muss und nicht real werden kann. Demnach kann es die immer wieder getroffene Entscheidung der frühen Menschen zur Liebe gewesen sein, die zur Inzestvermeidung führte, die dann mitsamt dem, was wir oben „Emotionalisierung“ und „Entstehung des menschlichen Lebenszyklus“ genannt haben, von der Evolution mit Reproduktionsvorteilen belohnt wurde – auch dadurch natürlich, dass die weniger feinfühligem Menschengruppen mit den bekannten, freilich arg-überschätzten (vgl. E.-Eibesfeld) biologischen Vererbungsrisiken „bestraft“ wurden.

Mit der späteren Entstehung des Kulturzusammenhangs hätte sich dann folgendes ereignet: Die zweifellos nur schwach ausgeprägte Disposition zur Inzestvermeidung – nicht zu vergleichen mit einem instinktiv verankerten Verhaltensmuster – wurde zu einer sozialen *Institution* und durch Verbote und Sanktionen gesellschaftlich und im Interesse des Zusammenhalts, des Funktionierens der Gemeinschaft abgesichert – wobei wir aus der offenbaren Notwendigkeit solcher Absicherung darauf zurückschließen dürfen, dass in der alltäglichen Realität alle möglichen Varianten des Inzests „munter“ praktiziert wurden, vor der Kultivierung wie auch nach ihrem (ersten) Gelingen.

Allerdings wurde die Inzestvermeidung nicht nur abgesichert, sondern auch *überformt*, und zwar von den allerfrühesten Kulturen an in allen folgenden, sich verzweigenden, immer aufs Neue und jeweils anders, wobei sich urtümliche Grundmuster bis heute abzeichnen.

Ein Aspekt ist, dass aus Inzestvermeidung *Exogamie* wurde, und zwar in einer Fülle verschiedenster Ausprägungen, in denen sich immer die Not der Inzestvermeidung mit der Tugend der Anbahnung und Pflege von Außenbeziehungen verknüpft, was erst durch Kultur, durch die Fähigkeit zu Traditions-, Sprach- und Symbolbildung möglich wird. In Dorfgemeinschaften auf der Insel Flores ist es zum Beispiel heute noch so, dass ein junger Mann sich seine Künftige nur unter seinen matrilinearen Kreuzkusinen (!) aussuchen darf, den Töchtern seiner Onkel mütterlicherseits, die er von vornherein auch so nennen lernt: *muro wana*, das heißt „Richtige, Wahre“. Interessant ist nun, dass nach neuesten Forschungen (ich folge hier dem Ethnologen Karl-Heinz Kohl, dessen Studien zur Liebe unter Naturvölkern zu Ergebnissen kommt, die den hier vorgetragenen erstaunlich nahe kommen) auch dieses Volk über einen Schatz mythischer Geschichten von passioniertem Liebesleid, ja romantischer Liebe verfügt – nur dass diese Geschichten etwas anders laufen als bei uns, Shakespeare und den alten Griechen: Ein böser Onkel wollte eine besonders schöne Tochter nicht herausrücken usw.

Überhaupt befreien uns die jüngeren Ethnologen von etwas, was die älteren uns erst mühsam und schließlich mit Erfolg beibiegen mussten: dass die rezenten Naturvölker, alles andere als wild, aber dafür in rigiden Institutionen gefangen, unmöglich so wie wir „lieben“ könnten: Vielmehr stellt diese Fähigkeit inzwischen als eine Universalie menschlichen Lebens heraus, deren Verbreitung der des Inzesttabus nicht nachsteht und die wir schon deshalb auch den frühestkultivierten Urmenschen zusprechen können.

Daraus aber folgt: Zu jeder Zeit und in allen Gesellschaften gehört es zu den Fähigkeiten eines jeden Individuums, zu lieben – was wechselt, ist neben Unterdrückung und sanktionierender Einhegung die soziale *Konditionierung* dieses Vermögens, die immer andere Gestalt und in der Summe eine unüberschaubare Fülle verschiedener Gestalten annimmt. Was indonesischen Abseitsdörflern die Kreuzkusinen, waren später den Prinzen die Prinzessinnen, den Erstgeborenen der Bauern die Erbtöchter der Nachbarhöfe usw., sind heute den Promis die Promis, den Models die Millionäre, den hübschen Oberschwestern die Assistenzärzte usw. (sicher gibt es schon Ethnologen, die die Vorauswahlkriterien von Partnervermittlungen im Internet untersuchen), wobei wie jede andere Zwangseinrichtung, wie jedes Tabu, jede Sanktion auch die subtiler ansetzende Konditionierung durch Erziehung und ideologischen Überbau darauf verweist, *dass es auch anders geht, dies aber gefährlich werden kann.*

Ein anderer Aspekt ist die Entstehung und vielfältige Ausgestaltung des Inzest-*Tabus*, das ja viel weiter zu gehen pflegt als das Verbot dessen, was wir biologisch und im Alltag unter Inzest verstehen. Als Freud sich aus Interesse an Urgeschichte und Anthropologie ethnologischen Studien zuwandte, staunte er nicht schlecht über ein Kuriosum, das schon die ausge dehnte Feldforschung der Jahrhundertwende entdeckt und beschrieben hatte: die „Schwiegermuttervermeidung“, die für unser Thema von *besonderem* Interesse ist.

Nach Freud, der sich hier auf das Standardwerk von J. G. Frazer (1910) stützt, scheint es so, als hätte ein junger Mann auf Lanua Vava sozusagen nichts Wichtigeres zu tun, als auf Schritt und Tritt eins zu vermeiden: der Schwiegermutter zu begegnen. Er darf z. B. erst zum Strand gehen, wenn sich dort deren Fußabdrücke verlaufen haben.

Da man seine Schwiegermutter nicht heiraten kann, geht es ums Fremdgehen. Warum so viel Aufhebens darum?

Weder sind Schwiegermütter sexuell attraktiver als andere Frauen noch sind sie leichter zu haben: Dagegen steht die soziale Kontrolle engmaschiger Stammesgesellschaften. Es muss etwas besonders Gefährliches in diesem Kontakt liegen, etwas die Gemeinschaft und den sozialen Frieden Belastendes.

Die plausibelste, wenn nicht allein triftige Erklärung liegt darin, dass es hier um *Liebe* geht, nicht um Sex bzw. um Sex nur, insofern er beim Menschen und so auch schon bei diesen frühen Menschen mit Liebespotenzen „geladen“ ist. Was ist das Besondere an einer Schwiegermutter?<sup>13</sup> Sie ist das Double der Partnerin, aber als es diese zu erlangen galt, musste auch jene gewonnen werden, was vielleicht sogar den größeren Aufwand erforderte; die Beziehung zu ihr ist nicht dem eheüblichen Alltagsverschleiß ausgesetzt; sie ist aber auch das Double der eigenen Mutter, worauf natürlich Freud den größten Nachdruck legt, sie hat Mutterqualitäten: Einfühlungs- und Verständnisbereitschaft, sie hört zu, hat Lebenserfahrung und Geduld. Und umgekehrt, was ist das Besondere an einem Schwiegersohn? Sich mit der Tochter identifizierend, hat man ihn durch ihre Augen schon mit ausgesucht und dann mit genehmigt; er ist das attraktivere, jüngere, unverbrauchte, der Illusionen noch nicht entkleidete Double des eigenen Partners. Mehr muss man nicht sagen: In keiner anderen sozialen Beziehung, nicht einmal der zu Schwägerin oder Schwager, „knistert“ es wie in dieser, in keiner schläft so viel leicht zu erweckende *Liebespotenz*, von keiner geht deshalb, *deshalb*, so viel Gefahr aus im Falle des Fehltritts: Der wäre nicht als sexuelle Entgleisung zu sehen, wie sie eben in allen Gesellschaften und allen Zeiten vorkommt, sondern als Bruch von Ehe- und damit Gemeinschaftsfrieden, wenn man weiß, wozu Liebende fähig sind.

Wir können dem Tabu, das in rezenten Frühgesellschaften über dem *Intimwerden mit der Schwiegermutter* wacht, aber mehr entnehmen als eine weitere Stütze unserer Hauptthese, dass die Gesellschaft im engeren, mit Kultur verbundenen, Sinne es gar nicht mehr mit dem Natürlich-Triebhaften selbst zu tun hat, sondern dass es die schon menschlichen *Gefühle* sind, die sie diszipliniert, dass es die *Liebe* ist, die sie zu domestizieren und zu überformen sucht. Wir sehen auch deutlicher, *welche Tendenzen und welcher Sinn diesem Sozialisieren zukommen.*

---

<sup>13</sup> Vgl. Freud selbst: Textanhang

Erstens: Die Gesellschaft tritt mit ihren Institutionen in Konkurrenz zur Liebe, insofern dieser ja ein eigener Absolutheitsanspruch innewohnt, eine unabdingbare, im Einzelwesen entspringende, undeligierbare Spontaneität – und damit etwas *Anarchisches*, während Gesellschaft doch eben dies in ihrem Ursprung ist und bis zur Utopie ihrer Selbst-Abschaffung auch bleiben wird: *Archie*, Herrschaft. Menschheitsgeschichtlich besehen *ist* sie geradezu diese Errungenschaft, von dieser an datiert alle postevolutionäre Geschichte.

Weil das so ist, muss die Gesellschaft - zweitens - die Liebesspontaneität eingrenzen, kontrollieren und unterdrücken – so lange und in dem Maße, wie aus Gründen wie des Selbsterhalts in noch nicht beherrschter Natur auf inneren Zwang nicht verzichtet werden kann.

Drittens aber: Da die Liebe schon vor aller Vergesellschaftung (im Sinne des Totalzusammenhangs von Kultur) eine enorme soziale Kraft darstellte, eine Kraft zwischenmenschlicher Bindung, gründet die Gesellschaft auch in ihr und muss bestrebt sein, sie zu erhalten und zu pflegen. Sie wird sie also überformen nicht nur im Sinne des Unterbindens und der Kontrolle, sondern auch in dem eines Einpassens in die Gemeinschaft, einer Gewährleistung ihrer sozialen Verträglichkeit, einer Entfaltung der Funktionen, die sie für das Leben-mit-einander haben kann. Am Beispiel des Inzest- und speziell des Schwiegermuttertabus können wir uns das sehr schön veranschaulichen:

Richten beide auch Schranken auf, so schützt das erstere doch vor dem gewalttätigen Missbrauch der Liebe und ihrer regressiven Unterbietung durch die in dumpfer Pseudo-Intimität unter sich bleibende Familie, während das zweite vor einer nahe liegenden Zerrüttung des Lebens als Paar schützt und als Ergänzung der Institution der Ehe selbst Sicherheiten schafft, die uns nicht in den Genen liegen und ohne die sich bei allem Freiheitsdrang doch nur schwer leben ließe.

Aus früheren Ausarbeitungen: siehe Endnote<sup>V</sup>

*Wesen und „eigentliche Bestimmung“ der Liebe – Ontologie / Geschichtsphilosophie der Liebe*

Aus bisherigen Ausarbeitungen: Anm.<sup>14</sup>

---

<sup>14</sup> Aufmerksamkeit verdient noch die Beobachtung unseres Gutachters, dass die Liebenden auch die Welt um sie herum mit anderen Augen und zwar „verzückt“ wahrnehmen. Das verweist darauf, dass es sich beim Verliebtsein um eine eigene Art des In-der-Welt-Seins handelt, eine *émotion* im Sartre-

*Ausblick auf die Epen (Gilgamesch! Homer: Achill, Odysseus: Nausikaa, Kirke, Penelope [Nacht!], Jesus, christlich-abendländische Liebesphilosophie, Romantische Liebe (auch: Humboldts!) ...*

*Ausblick auf Gegenwart und Zukunft der Liebe*

*Das Desiderat Empirie und Ausblick auf die Beschäftigung mit Material*

---

schen oder „Stimmung“ im Heideggerschen Sinne: Im noch ohnmächtigen, aber schon „magisch“ beschwörenden Vorgriff auf das in der Liebesbegegnung möglich werdende Sich-Eröffnen einer neuen Welt (der des Anderen, in die mich der saugende Liebesblick über die illusionäre Verschmelzung hinaus wirklich führen wird, und dann einer wirklich neu zu erschaffenden, der gemeinsamen), die nicht von zu erjagenden oder zu gebrauchenden oder zu verzehrenden Dingen erfüllt wäre, sondern, mit dem Blick der Liebe erfasst, von „Schönem“, das heißt in sich selbst Ruhendem, um seiner selbst Wertvollen und „sein“ zu Lassendem.

Dieser Liebesblick auf die Welt und die Dinge macht zweifeln daran, dass die Liebe wirklich ein Kind der Sehnsucht und damit des Mangels sein müsste. Wird nicht auch so ein Schuh draus?: Wir lieben aus Begeisterung für die Welt, die um ihrer selbst willen da sein soll und nicht bloß als Gegenstand unserer Ausbeutung? Ja, auch so könnte es sein, aber nicht, wie es im letzten Absatz unseres Gutachtens schon dämmert, nicht in der Frühzeit. Weil es hier noch ums Überleben geht, entsteht und bleibt die Liebe fürs erste primär kompensatorisch und defensiv, im Bann einer als Grundlage der Lebensfristung fremd bleibenden Natur, die menschliche Macht noch lange auf sich selbst zurückwerfen und innergesellschaftlichen Zwang erzwingen wird.

Eine befreite Liebe „aus Begeisterung“, mit der sich dann auch unser Verhältnis zur Welt ändern würde, steht erst seit kurzem, vielleicht auch erst morgen oder überhaupt nur, wenn man sehr optimistisch ist, auf der Tagesordnung. 15-11-09

Ohnehin ... Es ist immer jenes Mentale, die Entwicklung von Sehnsucht, sich nach vorn umkehrender Paradies-Nostalgie, die Angst und Hoffnung des Neuen, das Vorgreifen auf etwas, das es noch nicht gibt (also eine schöpferische Haltung, so angstbesetzt sie auch sei), das Mentale also, das sich mit dem Heideggerschen Dasein oder der Eksistenz eröffnet, einem Stehen vor einem Nichts und unendlichen Möglichkeiten, das Menschsein und Liebe zeitigt.



## *Textanhang*

### *Aus de Waal, Wilde Diplomaten*

Das soziobiologische Bild von den Tieren beherrscht heute das Fach. Dennoch: Wenn ich ein Dohlenpärchen sich gegenseitig zärtlich und geduldig putzen sehe, dann ist mein erster Gedanke nicht, daß die Vögel das tun, um Überlebenshilfe für ihre Gene zu leisten. Dies wäre auch eine irreführende Ausdrucksweise, da sie das Präsens gebraucht, wo doch evolutionäre Erklärungen sich nur im Imperfekt geben lassen können. Ich selbst versuche, Verhalten vom Standpunkt des Tieres aus zu betrachten - die Gefühle, Erwartungen und die Intelligenz, die bestimmen, ob ein Tier so oder so handelt. Was sieht das Dohlenmännchen in diesem speziellen Weibchen? Was sieht dieses in ihm? Es geht mehr um die psychologische als um die biologische Entstehung von Verhalten. Aus meiner Sicht ist das Sichputzen dieser Vögel ein Ausdruck von Liebe und Zuneigung oder - weniger interpretierend - ein Merkmal und ein Maßstab einer exklusiven Bindung. Ohne Frage kann diese eher empathische Annäherung an das Verhalten von Tieren kaum auf Schnecken, Frösche oder Schmetterlinge angewandt werden, seitdem jedoch meine Untersuchungen ausschließlich Affen und Menschenaffen gewidmet sind, glaube ich an ihren Wert. Das Treffen von Entscheidungen, das vielem, was diese Tiere tun, zugrunde liegt, mutet den menschlichen Beobachter außerordentlich vertraut an. Vorausgesetzt, daß er auf intimer Kenntnis basiert und in überprüfbare Hypothesen überführt wird, ist Anthropomorphismus ein sehr nützlicher erster Schritt hin zum Verständnis einer uns verwandten und fast genauso komplexen psychischen Welt.

S. 31

### *Aus Konrad Lorenz, Er redete mit dem Vieh...:*

Höchst eigenartig ist der Unterschied zwischen dem Augenspiel des werbenden Männchens und dem des umworbenen Weibchens. Während nämlich der Mann ununterbrochen glühend und unverhohlen nach dem Mädchen blickt, schaut sie scheinbar nach allen Himmelsrichtungen, nur nicht nach dem balzenden Männchen. Tatsächlich schaut sie aber doch hin, und zwar mit ganz kurzen, nur Sekundenbruchteile währenden Blicken, aber doch auch wieder lange genug, um genau zu wissen, daß der ganze Zauber nur ihr gilt, und auch lange genug, daß auch er weiß, daß sie es weiß. Wenn sie nämlich ehrlich uninteressiert ist und daher gar nicht zurückschaut, so gibt der Jüngling seine vergeblichen Bemühungen ebenso schnell auf wie andere Leute.

Ihr „Jawort“ gibt die Dohlenjungfrau, indem sie sich vor dem Männchen, das in höchster Imponierstellung herankommt, hinduckt und in eigenartiger Weise mit den Flügeln und mit dem Schwanz zittert. Diese Bewegungsweise entspricht einer symbolischen, „ritualisierten“ Paarungsaufforderung. Sie führt jedoch nie zur Paarung selbst, sondern ist reine Begrüßungszeremonie. Verheiratete Dohlenfrauen pflegen ihren Gatten immer mit dieser Bewegungsweise zu begrüßen; auch außerhalb der eigentlichen Paarungszeit. Die Zeremonie hat ihre stammesgeschichtlich ursprüngliche, unmittelbar geschlechtliche Bedeutung verloren und drückt nunmehr die zärtliche Unterwürfigkeit des Weibchens gegenüber dem Gatten aus.

Von dem Augenblick an, da die Braut in dieser Weise ihrem Männchen „ergeben“ geworden ist, wird sie jedoch andererseits selbstbewußt und angriffslustig gegen alle anderen Dohlen der Kolonie. Für die Weibchen hat ja die Verlobung so gut wie immer eine gewaltige Beförderung in der Rangliste der Kolonie zur Folge.

Das junge Paar bildet eine innige Schutz- und Trutzgemeinschaft, jeder tritt geradezu wütend für den anderen ein ... Rührend, diese trotzige Liebe zu beobachten. Fast dauernd in maximaler Imponierhaltung, kaum je weiter als einen Meter voneinander entfernt, wandeln sie durch das Leben. Es sieht aus, als seien sie mächtig stolz aufeinander, wie sie so Seite an Seite gravitatisch dahinschreiten, das Kopfgefieder stärkstens gesträubt, so daß die schwarzen Samtkäppchen und die hell grauseidenen Nacken zu schöner und lebhafter Wirkung kommen. Und wie rau sie nach außen, so zärtlich sind sie zueinander. Jeden Leckerbissen, den das Männchen findet, steckt es dem Weibchen zu, und dieses nimmt die Gabe mit der Bettelgebärde eines Jungvogels hin. Überhaupt vernimmt man in ihrem „Liebesgeflüster“ kindliche Laute, die erwachsene Dohlen sonst nicht haben. Wie menschlich mutet auch dies

wiederrau an! Auch bei uns geht ja mit jeder Form von Zärtlichkeit eine unleugbare Neigung zur Verkindlichung einher. Sind nicht alle Kosenamen, die unsere Zärtlichkeit erfindet, Verkleinerungen? Der deutlichste Ausdruck der Zärtlichkeit, über den das Weibchen verfügt, besteht darin, dem Geliebten das Kopfgefieder zu putzen, also ihn dort zu pflegen, wo er selbst mit dem Schnabel nicht hinreicht. Viele Minuten lang — und das ist bei den quecksilbrigen Vögeln eine lange Zeit — kann sie dem Gatten die wunderbar seidigen und langen Nackenfedern strahlen, indes er mit wollüstig halbgeschlossenen Augen und maximal gestäubten Kopfgefieder ihr den Nacken bietet ... Und das Schönste: Diese Zärtlichkeit nimmt in den vielen Jahren treuer Ehe nicht ab, sondern zu! Dohlen sind nämlich langlebige Vögel; sie werden wohl nicht weniger alt als Menschen. Und da die Dohlen ... sich im ersten Lebensjahr verloben und im zweiten schon heiraten, dauert ihr Bund lange, vielleicht länger als der verheirateter Menschen. Und auch nach vielen Jahren füttert das Männchen sein Weibchen genauso zärtlich, findet das Weibchen noch dieselben leisen, vor innerer Erregung zitternden Töne der Liebe wie im ersten Frühling, der hier auch der erste des Lebens war.

Konrad Lorenz, *Er redete mit dem Vieh, den Vögeln und den Fischen*. München 1964, S. 56 f.

### *Aus Eibl-Eibesfeld, Liebe und Hass:*

Die Bindung der Mutter an ihr Kind ist sehr häufig — aber nicht immer. — individualisiert, daß heißt, die Mütter erkennen ihre eigenen Jungen individuell. Das gilt vor allem für Mütter, die ihre Jungen führen und über eine längere Zeit betreuen. Bei solchen Tieren ist es sicher nicht zweckmäßig, wenn eine Mutter nicht zwischen fremden und eigenen Jungen unterscheidet und unterschiedslos Junge annimmt, denn das könnte dazu führen, daß ein Weibchen zu viele Junge um sich sammelt, die es zuletzt gar nicht mehr nähren und betreuen könnte. Hier liegt zweifellos ein Selektionsdruck vor, der die Ausbildung individualisierter Beziehungen fördert. [...] Auf die aggressionshemmende Wirkung persönlicher Bekanntschaft beim Menschen wiesen wir bereits hin. Das persönliche Band entstand wahrscheinlich in den meisten Fällen Hand in Hand mit der Entwicklung der Brutpflege.

Konrad Lorenz [...] sieht noch einen anderen Ursprung des individualisierten Bandes. Er meint, daß die Freundschaft, der Zusammenschluß zweier oder mehrerer Individuen zu einer Verteidigungsgemeinschaft, der Ausgangspunkt der Entwicklung individualisierter Beziehungen war. »Das persönliche Band der Liebe«, so schreibt er, »entstand zweifellos in vielen Fällen aus der intraspezifischen Aggression, in mehreren bekannten auf dem Wege der Ritualisierung eines neu orientierten Angriffs oder Drohens« [...].

Männliche Rhesus-Affen, die einen Freund gewinnen wollen, halten sich zunächst einmal in dessen Nähe auf. Sie versuchen, sich durch Lauseanträge anzubiedern. Darüber hinaus greifen sie vorbeiziehende Affen ganz unvermittelt an, das heißt, sie versuchen ihren prospektiven Freund zu einer gemeinsamen Aktion mitzureißen, was gelegentlich gelingt. Und haben die beiden einmal gemeinsam jemanden verprügelt, dann sind sie gute Freunde [...]. Beim Menschen finden wir Vergleichbares [...]. Die Beobachtungen an Graugänsen führten Lorenz [...] zu der Annahme, daß die Liebe ein Kind der Aggression sei. Dafür spricht seiner Meinung nach auch die Tatsache, daß die intraspezifische Aggression um Millionen Jahre älter ist als die persönliche Freundschaft und Liebe. [...].

[...] Man kann ferner feststellen, daß es zwar keine Freundschaft ohne Aggression gibt, aber, von seltenen Ausnahmen abgesehen, auch keine Freundschaft ohne Brutpflege. Mir ist ferner kein Fall bekannt, daß sich Tiere allein über die Aggression, ohne gleichzeitige Brutpflege zusammengeschlossen hätten. Dies, ebenso wie die Tatsache, daß die Wirksamkeit eines Drohgrußes bei Tieren stets ein Band voraussetzt, scheint darauf hinzuweisen, daß die Liebe zumeist nicht primär ein Kind der Aggression ist, sondern wohl mit der Entwicklung der Brutpflege entstand. Brutpflege beinhaltet Brutverteidigung; und da die Gruppe als erweiterte Familie angesehen werden kann, ist die Gruppenverteidigung mit ihren starken Emotionen wohl aus der Brutverteidigung und Familienverteidigung abzuleiten. Gemeinsame Brutverteidigung bzw. Gruppenverteidigung bindet. [...]

Die Brutpflege dagegen bedingt bereits sehr früh individuelle Partnerschaften und individualisierte Jungenbetreuung und bietet damit die Voraussetzungen für ein differenzierteres Gesellschaftsleben. [...]

Eine starke Motivation zur Kontaktsuche resultiert aus dem Geschlechtstrieb. Dieser Trieb ist mindestens so alt wie die Aggression, vielleicht sogar älter, denn er bewegt bereits die Einzeller. Es liegt daher nahe zu fragen, ob nicht auch über den Geschlechtstrieb eine dauerhafte Bindung zum Artgenossen hergestellt werden kann. Interessanterweise ist dies seltener der Fall, als man erwarten würde. Eine solche Ausnahme ist der Mensch. Gesellige Tiere verwenden zwar Riten aus dem sexuellen Repertoire zur Beschwichtigung, aber eine Dauerbindung über den Sexualtrieb wird eigentlich nur beim Menschen und bei einigen Affen [...] hergestellt.

[...] Auch die individualisierte Beziehung — die Liebe — entwickelte sich primär aus der Brutpflegebeziehung. Der Sexualtrieb ist nur ein recht selten benütztes Mittel der Bindung, spielt aber bei uns Menschen in dieser Hinsicht eine große Rolle. Obgleich er einer der ältesten Antriebe ist, hat er interessanterweise nicht zur Entwicklung dauerhafter individualisierter Bindungen Anstoß gegeben, von einigen seltenen Ausnahmen abgesehen. Die Liebe wurzelt nicht in der Sexualität, bedient sich ihrer jedoch zur sekundären Stärkung des Bandes. 148

170: Der Umarmte kann mit Gegenumarmung antworten. Sehr häufig beobachten wir jedoch, daß er in kindlicher Weise seinen Kopf an der Brust des Partners birgt, vor allem dann, wenn er Trost und Schutz sucht. Dabei beobachten wir gelegentlich auch ein seitliches Kopfpendeln wie beim brustsuchenden Säugling, und die Sprechweise stellt sich auf ein kindliches Niveau ein. Kein Zweifel, daß echte funktionelle Regressionen, also kindliche Appelle vorliegen. Im Liebesvorspiel kuscheln sich Männer gerne an die Brust der Mädchen. Dabei werden auch Saughandlungen aktiviert, und Objekt dieser Triebhandlung sind die weibliche Brust, gelegentlich auch Hals, Ohrläppchen oder andere Körperstellen.

Auch bei Frauen wird der Saugtrieb aktiviert, doch richtet er sich nicht auf die Brust der Männer, sondern auf freie Hautstellen oder die Ohrläppchen. Morris [...] meint, die Ohrläppchen hätten sich als erogene Zone eigens entwickelt, um dem Lutsch- und Saugbedürfnis des Partners entgegenzukommen. Sicher ist die weibliche Brust über ihre milchspendende Funktion hinaus zu einer »Signalapparatur« geworden, und zwar in erster Linie im Dienste der sexuellen Bindung, aber nicht ausschließlich. [...]

Über die stammesgeschichtliche Entwicklung der weiblichen Brust zum Signal liegen verschiedene Ansichten vor. Morris [...] entwickelte die Hypothese, die weibliche Brust sei eine auf die Vorderseite projizierte Kopie der Hinterbacken. Er geht dabei von der Tatsache aus, daß unsere Primaten nagen nach Art aller Affen von hinten aufreitend paarten und dabei wohl auch auf von hinten sichtbare Sexualsignale — nach Morris »fleischige Hinterbacken« und rote Schamlippen — reagiert haben. Mit der Aufrichtung und Individualisierung der Beziehungen kam es zu einer frontalen Begattungsstellung, und das brachte die Notwendigkeit mit sich, auch auf der Vorderseite der Frau Sexualsignale anzubringen. Die angeborene Bereitschaft des Mannes, auf die eben erwähnten Signale anzusprechen, führte zu einer Entwicklung von Kopien dieser Signale auf der Vorderseite der Frau.

Dagegen habe ich schon an anderer Stelle Einwände erhoben [...]. Zunächst ist die Ähnlichkeit zwischen weiblicher Brust und den Hinterbacken wirklich nicht sehr groß. Sodann sehen wir — und das hat Wickler [...] neuerdings durch eine Reihe von Beispielen belegt —, daß sich bei verschiedenen Raubtieren, Huftieren und Primaten das Gesäuge zu einem bindenden Signal entwickelte [...], das auch im Sexualverhalten einiger dieser Tiere eine größere Rolle spielt. Ausgangspunkt für diese Entwicklung waren die in den Dienst der Gruppenbindung gestellten Verhaltensweisen der Brutpflege. Es ist wahrscheinlich, daß der Mensch auch in diesem Punkte nicht aus der Reihe tanzt, zumal die weibliche Brust bereits beim Kinde über die nährenden Funktion hinaus eine sozial bindende Funktion erfüllt. Wir erwähnten, daß ängstliche Kinder an die Brust der Mutter flüchten, die Brustwarze in den Mund stecken und dann beruhigt die Umgebung mustern [...]. Die Morrissche These ist zwar nicht ganz von der Hand zu weisen — zumal es Primaten mit auf die Vorderseite projizierten Sexualsignalen gibt [...] —, doch ist seine Hypothese weniger wahrscheinlich als die Annahme, daß die weibliche Brust beim Menschen im Zusammenhang mit der Brutpflege ihre Signalfunktion erhielt. [...]

Der Erwachsene verhält sich in gewissen Situationen, als wäre er ein Kind, und wir erwähnten bereits, daß solche regressiven Erscheinungen zum normalen Verhaltensrepertoire der Tiere gehören. Beim Menschen ist dies ebenso. Menschen, die Beistand brauchen oder, wie beim Werben, zärtliches Verhalten auslösen wollen, verfallen ganz unwillkürlich in die Kindchenrolle. Solche Regression ist kei-

neswegs pathologisch, was betont sei, da im psychoanalytischen Schrifttum häufig der Eindruck erweckt wird, es handle sich um eine krankhafte Erscheinung. Eine solche liegt erst vor, wenn die Betroffenen nicht mehr aus dieser Rolle zurückfinden.

Regressionen beobachtet man oft bei Frauen, die kurz zuvor ihre Männer verloren haben, bei alten Personen in Gegenwart anderer Menschen, ferner bei Kleinkindern, wenn ein Geschwisterchen geboren wurde, das die Aufmerksamkeit der Eltern über Gebühr beansprucht, so daß sich das Kind vernachlässigt fühlt. Es ist bekannt, daß in einem solchen Fall manche Kinder plötzlich wieder bettnässen und daß ihre Sprache auf die Stufe des Kleinkindes zurückfällt.

### *Das sexuelle Band*

Sigmund Freud leitete alle Sozialbeziehungen des Menschen von Sexualbeziehungen ab. Aus dem vorangegangenen Kapitel dürfte hervorgehen, daß dies in dieser Verallgemeinerung sicher nicht zutrifft. Es ist jedoch richtig, daß gerade beim Menschen die Bindung der Geschlechter über das sexuelle Verhalten eine außerordentliche, im Tierreiche einzig dastehende Rolle spielt. Sie wurde in ihrer vollen Bedeutung oft nicht klar erkannt — unter anderem in der gegenwärtigen Auseinandersetzung um die Geburtenkontrolle — und verdient daher diskutiert zu werden<sup>15</sup>.

Bekanntlich behauptet die Lehre der katholischen Kirche, daß die liebende Vereinigung und die Fortpflanzung durch Naturgesetz untrennbar miteinander verbunden seien und daß eine Vereinigung, bei der die Fortpflanzung als Möglichkeit ausgeschaltet werde, deshalb naturwidrig sei. Nun hinkt die Berufung auf das Naturgesetz schon insofern, als die Aussage ja nicht einmal so streng für alle Tiere gilt. Bei den Einzellern führt die Vereinigung nicht zur Erzeugung von Nachkommen, sondern allein zu einem Austausch von Erbanlagen. Interessanter ist die Feststellung, daß bei Wirbeltieren sexuelle Verhaltensweisen verschiedentlich einen Bedeutungswandel erlebten und ähnlich wie Brutpflegehandlungen in den Dienst der Gruppenbindung gestellt wurden. Das ist insbesondere bei gruppenlebenden Primaten der Fall. Bei Pavianen und einigen anderen Affen wurde die weibliche Begattungsaufforderung — das Zudrehen der Kehre — zur Gruß- und Beschwichtigungsgebärde. Beim Mantelpavian betrifft das die männliche Kopulationsbewegung, womit die Behauptung, die Kopula diene im Tierreich ausschließlich der Fortpflanzung, bereits als widerlegt gelten kann. Die Bindungskopulation des Mantelpavians dient einzig diesem sozialen Zweck, eine Ejakulation findet nicht statt.

Untersuchen wir nun die Verhältnisse beim Menschen, dann können wir feststellen, daß die Natur hier so ziemlich alle Möglichkeiten ausgenutzt hat, über die ein Band gestiftet und gefestigt werden kann. Außer den bereits genannten gruppenbindenden Mechanismen nützte sie für die heterosexuelle Partnerbindung das sexuelle Verhalten in besonderem Maße. Die Notwendigkeit, auch diese Möglichkeit auszuschöpfen, ergab sich beim Menschen wohl aus der langen Jugendentwicklung. Bis zum 14. Lebensjahr müssen Kinder im allgemeinen betreut werden, und in den ersten Jahren sind sie fast völlig von der Pflege abhängig, die eine Mutter voll ausfüllt. Sie bedarf der arbeitsteiligen Hilfe bei der Nahrungsmittelbeschaffung und insbesondere des Schutzes durch den Mann, den sie daher für lange Zeit emotionell an sich binden muß. Die Bindung über den Sexualtrieb bietet sich dafür besonders an, da er sehr stark ist. Auf der Basis der Erfüllung eines Triebwunsches läßt sich eine Bindung leicht festigen. Das setzt allerdings voraus, daß die Frau den Triebwünschen des Mannes die meiste Zeit entgegenkommen kann, und das erfordert neue, besondere Anpassungen in der Physiologie der Frau. Bei den meisten Säugern fallen Kopulationsbereitschaft und Empfängnisbereitschaft auf die wenigen fruchtbaren Tage der Brunft zusammen, von seltenen Ausnahmen abgesehen. Der Begattungsakt steht bei den Säugern fast immer nur im Dienste der Fortpflanzung. Damit er beim Menschen die zusätzliche Funktion der Partnerbindung erhalten konnte, mußte eine Loslösung von der starren Abhängigkeit von Fortpflanzungszyklen erfolgen. Durch eine Reihe von physiologischen Besonderheiten ist die Frau in der Lage, den Triebwünschen des Mannes auch außerhalb ihrer fruchtbaren Tage entgegenzukommen. Sie ist die meiste Zeit sexuell erregbar und bereit, sich dem Manne ihrer Neigung hinzugeben und ihn damit über die sexuelle Belohnung zu binden [...]. Die Bereitschaft erlischt selbst in den ersten Monaten der Schwangerschaft nicht ganz. Eine gewisse individuelle Variabilität spricht dafür, daß es sich

---

<sup>15</sup> Zu diesem Thema erschien eben eine sehr ausführliche Untersuchung von Wolfgang Wickler: Sind wir Sünder? München (Droemer) 1969.

bei dieser Dauerbereitschaft um einen phylogenetischen Neuerwerb handelt. Es gibt Frauen, die nur zur Zeit des Follikelsprunges erregbar sind und einen Orgasmus erleben können, und wir erinnern in diesem Zusammenhang daran, daß Frauen um diese Zeit auch bestimmte Duftstoffe besonders gut wahrnehmen können [...]. Bei den Menschenaffen wird wohl die Kopulationsbereitschaft, wie bei den meisten anderen Säugern, auf die Zeit der Empfängnisbereitschaft beschränkt gewesen sein. Diese enge physiologische Bindung ist später aufgegeben worden. Zugleich entwickelte die Menschenfrau die Fähigkeit zum Orgasmus, was ihre Begattungsbereitschaft erhöht. Es ist leicht einzusehen, daß dies die gegenseitige Bindung stärkt. Eine weitere Anpassung im Dienste der Partnerbindung ist schließlich die gesteigerte sexuelle Potenz des Mannes [...]. Es liegt bei ihm nicht nur eine dauernde sexuelle Bereitschaft vor, sie bleibt auch bis ins hohe Alter erhalten. Moralisten haben diese Hypersexualisierung in Verkennung ihrer biologischen Bedeutung immer wieder als Verfallserscheinung beklagt, und auch die »Pillendiskussion« krankt daran, daß die partnerbindende Funktion des Geschlechtlichen von den entscheidenden Instanzen nicht erkannt wird [...].

Ohne Zweifel hat die geschlechtliche Vereinigung beim Menschen sowohl die Aufgabe, den Partner zu binden, als auch der Fortpflanzung zu dienen. Beide Funktionen sind trennbar. Biologische Anpassungen sichern geradezu, daß auch außerhalb der fruchtbaren Perioden die Vereinigung stattfindet, was die große Bedeutung der partnerbindenden Funktion der Sexualität belegt. Das leuchtet vom selektionistischen Standpunkt durchaus ein. Sind einmal mehrere Kinder in einer Familie geboren worden, dann ist es sicher im Sinne der Arterhaltung, wenn der Mann weiter bei seiner Frau bleibt und die heranwachsenden Kinder betreut, auch wenn die Fortpflanzungsfähigkeit der Frau erloschen sein sollte.

[...]bleibt noch die Frage zu diskutieren, ob die eine Funktion vielleicht höher bewertet werden muß als die andere. [...] Dazu ist zunächst einmal festzuhalten, daß schon bei einigen Tieren die Partnerbindung über die Nachkommenerzeugung dominiert. Sie bleibt bei vielen dauerhaften Tieren erhalten, auch über die Perioden sexueller Inaktivität hinweg, ja selbst dann, wenn der Partner unfruchtbar wurde.

Für die Bewertung der menschlichen Situation ist nun eine Erkenntnisquelle unerlässlich, nämlich die unseres subjektiven Erlebens. Wolfgang Wickler [...] hob die Bedeutung dieses Erkenntnisweges hervor und betonte, daß gerade dieser Weg der Werterkenntnis den Priestertheologen versperrt sei. »Schädlich wird hier«, so schreibt er, »nicht so sehr der an sich erstaunliche Tatbestand, daß die Priester als einzige nicht dem Ordensstand angehörende Glieder der Kirche von einem der Sakramente und seiner Gnadenwirkung ausgeschlossen sind, sondern daß sie in oberster Instanz über das natürliche Sittengesetz befinden, obwohl in diesem Bereich ihre Erkenntnismöglichkeiten nicht ausreichen, wie an einigen Stellen der Enzyklika ganz offenkundig wird. [...] Der eheliche Akt hat eine tiefe Bedeutung für die Gattenbindung [...]. Die persönliche Hingabe an den Partner scheint vielmehr unabdingbare Voraussetzung für die liebende Vereinigung. Diese ist für die Aufrechterhaltung der Partnerbindung so wichtig, daß eine Einschränkung unzulässig ist, wenn man die Ehe erhalten will. [...]

Die große Bedeutung des Aktes für die Partnerbindung brachte in gewisser Hinsicht eine »Hypersexualisierung« des Menschen mit sich, das heißt, er entwickelte im Laufe der Stammesgeschichte einen gesteigerten Sexualtrieb und eine gesteigerte Sinnlichkeit. Die Einsicht, daß diese Hypersexualisierung keineswegs pathologisch ist, führt zur grundsätzlichen Bejahung der menschlichen Sexualität, und zwar auch dann, wenn eine Zeugung von vorneherein durch Präventivmaßnahmen ausgeschlossen ist. Die Tatsache, daß die Sexualität jedoch im Dienste der Partnerbindung steht, beinhaltet als Voraussetzung ein partnerschaftliches Verhältnis, also Liebe als individualisierte Bindung. Damit ist bereits ausgesprochen, dass flüchtige Beziehungen mit ständig wechselnden Partnern höchstens in einer vorübergehenden Phase jugendlichen Suchens und Experimentierens als natürlich anzusehen sind, nicht jedoch als Dauerhaltung. Liebe ist individualisierte Partnerbeziehung, und ein ständiger Partnerwechsel widerspricht dem. Sich Verlieben heißt, mit einem ganz bestimmten Partner das Band zu knüpfen. Und dieses Bedürfnis ist Teil unserer Natur. Wir sind in diesem Sinne für Dauerpartnerschaften ehelicher Art angeborenermaßen disponiert.

Das bedeutet allerdings nicht, daß wir auf eine bestimmte Form der Ehigkeit festgelegt sind. Dagegen sprechen die Befunde der Völkerkundler, die zeigen, daß Einehe und Vielehe gleichermaßen vorkommen, wobei die Zahl der Kulturen, die die Vielehe<sup>16</sup> gestatten, überwiegt. Das spricht eher für eine

---

<sup>16</sup> Bei der Vielehe ist ein Mann mit mehreren Frauen in Dauerpartnerschaft verbunden. Kulturen, in denen eine Frau mit mehreren Männern verheiratet ist, gehören zu seltenen Ausnahmen. Wir finden sie zum Beispiel in den blinden Talenden des

polygame Veranlagung des Menschen. [...] Schließlich bedeutet Polygamie nicht ständigen Partnerwechsel, sondern ebenfalls ehige Bindung<sup>17</sup>. Das Argument, daß nur in der Einehe die ideale Form individualisierter Beziehung erfüllt wird, weil sie eben nur auf einen Menschen beschränkt ist, klingt überzeugend, und es ist eine generelle Entwicklung zur Monogamie festzustellen. Allerdings kann man dagegen einwenden, daß wir zu unseren Kindern durchaus individualisierte und tiefe Beziehungen haben und daß diese Gefühle keineswegs seichter werden, wenn mehr als ein Kind da ist. [...]

Bei der Verfolgung der Frage nach den natürlichen, das heißt uns angeborenen Regeln, die unser Geschlechtsverhalten regulieren, stoßen wir auf das Inzesttabu. Geschlechtliche Beziehungen in der Kernfamilie sind nur zwischen den Ehegatten, nicht aber zwischen Eltern und ihren Kindern, und zwischen Geschwistern gestattet. Darin macht keine Kultur eine Ausnahme, und mit der Deutung dieser Erscheinung haben sich sehr viele Forscher herumgeschlagen, ohne bis heute zu einer befriedigenden Antwort gekommen zu sein. Eine biologische Theorie behauptet, daß eine angeborene Hemmung vorliege, sich mit Menschen, mit denen man im engsten Verbands aufwächst, zu verheiraten. Der selektionistische Vorteil soll zunächst darin liegen, daß ein Erbgutaustausch zwischen genetisch möglichst verschiedenen Mitgliedern einer Population gesichert wird, daß also genetische Folgen der Inzucht vermieden werden. [...]

[...] Nur dort, wo Familienbände sehr stark entwickelt sind, besteht die Gefahr regelmäßiger Inzucht, und da finden wir auch eine angeborene Hemmung, sich mit Eltern oder Geschwistern zu verpaaren. Ein klassisches Beispiel dafür bietet die Graugans, die sich nicht mit Artgenossen verpaart, mit denen sie aufwuchs, auch dann nicht, wenn es sich nicht um leibliche Geschwister handelt [...]. Neuerdings hat man beim japanischen Makaken eine Art Mutter-Sohn-Inzest-Tabu nachgewiesen. Jane van Lawick-Goodall [...]

Beim Menschen liegt ein weiterer Selektionsvorteil eines Inzestverbotes auf dem sozialen Sektor. Würden Väter ihre Töchter heiraten und Söhne ihre Mütter, dann würde das bei dem großen Altersunterschied bald zur Verwitwung der Kinder führen. Eine Verheiratung außerhalb der Familie dagegen ermöglicht die Wahl eines altersmäßig geeigneten Partners und schafft darüber hinaus Bündnisse über den engeren Familienrahmen hinweg.

Gegen die Hypothese, daß das Inzesttabu dem Menschen angeboren sei, stellen sich verschiedene Psychoanalytiker, die sexuelle Wünsche der Kinder ihren Eltern gegenüber und der Eltern ihren Kindern gegenüber wahrzunehmen glauben. Der Knabe habe sexuelle Wünsche der Mutter gegenüber, was Angst vor dem möglicherweise strafenden Vater erwecke, die als Kastrationsfurcht durch die Literatur geistert. Nun ist sehr vieles, was Freud und seine Schüler als sexuell deuten (Streicheln, Küssen und dergl.) primär nicht sexuell, sondern vom Brutpflegeverhalten abgeleitet. Einem Sohn, der seine Mutter umarmt und küßt, sexuelle Begierde zu unterstellen, ist einfach falsch. [...]

Die Frage, ob uns ein Inzesttabu angeboren ist oder ob es uns kulturell tradiert wird, müssen wir heute noch offenlassen. Es gibt allerdings gewichtige Argumente für die Annahme einer angeborenen Grundlage. [...] Völkerkundler, die in verschiedenen Kulturen nachfragten, warum man nicht seine Geschwister oder Kinder heirate, notierten immer wieder die völlige Verständnislosigkeit dem Fragenden gegenüber. Der Gedanke war den Befragten einfach nicht gekommen. [...]

In den letzten Jahrzehnten beobachten wir eine zunehmende Liberalisierung, auch auf sexuellem Gebiet. Sie fällt interessanterweise mit der gegen Krieg und Aggression gerichteten weltweiten Bewegung zusammen. Offenbar streben wir ganz unbewußt nach der Aktivierung aller bindenden und die Aggression sublimierenden Kräfte, auch derjenigen, die im Sexuellen wohnen. Darin liegt sicher eine Möglichkeit, aber auch die schon erwähnte Gefahr einer Entindividualisierung der sexuellen Beziehungen. Das würde den Tod der Liebe bedeuten.

187

---

Himalaja-Gebiets, wo keinerlei Ausbreitungsmöglichkeiten vorhanden sind, daher auch keine Vermehrung stattfinden darf, als eine extreme Form ökologischer Anpassung.

<sup>17</sup> Der Harem in der polygamen Gesellschaft ist ebenso eine Entartung wie die schnell wechselnden Partnerschaften in der westlichen Zivilisation.

## *Aus Lévi-Strauss, Traurige Tropen*

Wenden wir uns nun den Erwachsenen zu. Die Einstellung der Nambikwara zu denn Dingen der Liebe läßt sich auf ihre Formel *tamindige mondage* bringen, die wörtlich übersetzt bedeutet: »Liebe machen ist gut.« Ich habe bereits auf die tische Atmosphäre hingewiesen, die das tägliche Leben durchdringt. Alle Liebesangelegenheiten erregen das Interesse und die Neugier der Eingeborenen in höchstem Maße; begierig lauscht man Gesprächen über diese Dinge, und im Lager ausgetauschten Bemerkungen sind voller Anspielungen und Zweideutigkeiten. Die sexuellen Beziehungen finden meist in der Nacht statt, zuweilen in der Nähe des Lagerfeuers; meist aber entfernen sich die Partner in den angrenzenden Busch. Dieses Verschwinden wird sofort bemerkt und gibt den Umstehenden Anlaß zu lärmender Freude; Kommentare und Scherze werden laut, und sogar die kleinen Kinder teilen die allgemeine Erregung, deren Ursache sie sehr gut kennen. Zuweilen verfolgt eine kleine Schar von Männern, jungen Frauen und Kindern das Paar: Sie versuchen, durch die Zweige hindurch Einzelheiten zu erspähen, und flüstern miteinander, das Lachen unterdrückend. Die Protagonisten schätzen dieses Treiben keineswegs, tun jedoch besser daran, es hinzunehmen, ebenso wie die Neckereien und Späße, die sie bei ihrer Rückkehr ins Lager empfangen. Es kommt auch vor, daß ein zweites Paar ihrem Beispiel folgt und die Einsamkeit des Busches sucht. Dennoch sind diese Gelegenheiten selten, und die Verbote, die sie einschränken, erklären diesen Sachverhalt nur zum Teil. Die wirkliche Ursache scheint eher im Temperament der Indianer zu liegen. Im Verlauf der Liebesspiele, denen sich die verschiedenen Paare so gern und öffentlich hingeben und die oft sehr weit gehen, habe ich niemals die geringste Erektion beobachtet. Das gesuchte Vergnügen scheint weniger physischer als vielmehr spielerischer und sentimentaler Art zu sein. Vielleicht tragen die Nambikwara aus diesem Grund keinen Penisbeutel, wie es fast alle anderen Völker Zentralbrasiliens tun. Es ist nämlich wahrscheinlich, daß dieser Beutel die Funktion hat, wo nicht die Erektion zu verhindern, so doch die friedlichen Absichten des Trägers hervorzuheben. Auch Völker, die völlig nackt leben, kennen das, was wir Schamgefühl nennen; sie verschieben nur dessen Grenze. [...]

Um die Haltung beider Geschlechter zueinander richtig zu verstehen, ist es unabdingbar, sich den grundlegenden Charakter zu vergegenwärtigen, der dem Paar bei den Nambikwara zukommt. Dieses ist die ökonomische und soziologische Einheit schlechthin. In diesen Nomadenhorden, die sich unablässig neu bilden und wieder auflösen, erscheint das Paar als die einzige stabile Wirklichkeit (zumindest theoretisch); nur das Paar ermöglicht es, für das Überleben der Gruppenmitglieder zu sorgen. Die Nambikwara haben eine doppelte Wirtschaft: Sie sind Jäger und Gärtner einerseits, Sammler andererseits. Die erste Aufgabe fällt den Männern, die zweite den Frauen zu. Während die Gruppe der Männer mit Pfeil und Bogen einen ganzen Tag lang auf der Jagd verbringt oder während der Regenzeit in den Gärten arbeitet, durchstreifen die Frauen, mit dem Grabstock bewaffnet, in Begleitung der Kinder die Savanne und sammeln, fangen oder töten alles, was ihnen über den Weg läuft und der Nahrung dienen kann: Körner, Früchte, Beeren, Wurzeln, Knollen, kleine Tiere aller Art. Am Ende des Tages findet sich das Paar wieder am Feuer zusammen. [...] während der sieben trockenen Monate des Jahres gibt es nur wenig Maniok; und was die Jagd betrifft, so ist sie reine Glückssache in diesen unfruchtbaren Gegenden [...]. Deshalb ist die Familie auf die weibliche Arbeit des Sammelns angewiesen. [...]

Die Männer beurteilen die Frauen global, etwas anders als sich selbst; je nachdem behandeln sie sie mit Begierde, Bewunderung oder Zärtlichkeit; die oben erwähnte Vermischung der Begriffe ist schon an sich eine Art Ehrenbezeugung. Trotzdem [...] gilt ihre Tätigkeit doch als minderwertig; [...] Gleichzeitig wird die Frau als ein sehr kostbares, wenn auch zweitrangiges Gut betrachtet. Unter Männern ist es üblich, von den Frauen mit einem mitleidigen Wohlwollen zu sprechen und sie mit spöttischer Herablassung und Nachsicht zu behandeln. Einige Redewendungen tauchen immer wieder im Mund der Männer auf »Die Kinder wissen es nicht, ich weiß es, die Frauen wissen es nicht«, und von der Gruppe der dofu, der Frauen, ihren Späßen und ihren Gesprächen spricht man mit einer Mischung us Zärtlichkeit und Spott. Doch ist dies nur eine soziale Attitüde. Wenn der Mann am Lagerfeuer mit seiner Frau allein ist, hört er sich ihre Klagen an, merkt sich ihre Bitten und verlangt ihre Mithilfe bei vielen Arbeiten; die männche Prahlerei verschwindet angesichts der Zusammenarbeit zweier Partner, die ich gegenseitig ihres Werts bewußt sind. [...]

In ihren metaphysischen Vorstellungen aber kehrt sich dieses Verhältnis um. Nach dem Tod verkörpern sich die Seelen der Männer in den Jaguaren, die der Frauen und Kinder hingegen werden in die Atmosphäre getragen, wo sie sich für immer auflösen. Dieser Unterschied erklärt, warum die Frauen von den geheiligsten Zeremonien ausgeschlossen sind, die zu Beginn der landwirtschaftlichen Periode

stattfinden und bei denen man kleine Blasinstrumente aus Bambus anfertigt, die dann mit Gaben »genährt« und von den Männern geblasen werden, weit genug von den Hütten entfernt, damit die Frauen sie weder sehen noch hören können.

333-9

### *Aus Robert Fowley, Menschen vor Homo sapiens:*

Im Verlauf der Hominidenevolution verlängerte sich die Zeitspanne, bis ein Individuum geschlechtsreif wird; dies hängt mit elterlichen Strategien zusammen. Sogar der Größenunterschied zwischen Männchen und Weibchen - der Sexualdimorphismus - ist ein Beleg für die untrennbare Verknüpfung von Biologie und Verhalten: Bei den meisten Säugetierarten sind die Männchen wesentlich größer, wenn sie heftige und risikoreiche Konkurrenzkämpfe um den Zugang zu Weibchen austragen. Wie anhand der fossilen Zeugnisse zu ersehen ist, verringerte sich der Sexualdimorphismus im Zuge der Hominidenevolution; dieser Trend lässt weitergehende Schlüsse auf die hier diskutierten Veränderungen im Verhalten der Männchen untereinander als auch in den Beziehungen zwischen Männchen und Weibchen zu. Ziehen wir ein letztes Beispiel heran: Bei den modernen Menschen verlieren die Weibchen ihre Fortpflanzungsfähigkeit eine ganze Weile vor Ablauf ihres Lebens; die Menopause bereitet der Fruchtbarkeitsphase ein vorzeitiges Ende. Auf den ersten Blick mutet dies wie ein eigenartiger Scherz der natürlichen Selektion an. Eine Erklärung dieses Phänomens könnte jedoch lauten, daß die Menopause eine adaptive Umstellung ist, die den Weibchen von ihren kostspieligen Nachkommen auferlegt wurde. Weil die Kinder viele Jahre benötigen, bis sie geschlechtsreif werden, ist das Menschenweibchen gut beraten, keine zusätzlichen eigenen Nachkommen zu produzieren, sondern seinen Söhnen und Töchtern helfend zur Seite zu stehen - Hawkes nannte dies die Großmütter-Strategie. Wenn wir unseren Blick über das gesamte Tierreich schweifen lassen, stoßen wir auf zahlreiche, regelmäßig wiederkehrende Phänomene des Lebenszyklus. Ein langes Leben geht mit großen Gehirnen und Körpern einher, schnelles Wachstum ist mit früher Fortpflanzung verknüpft usw. Die Menschen fügen sich mit manchen ihrer Eigenschaften nahtlos in diese Reihe ein, andererseits aber betreten sie mit den Besonderheiten ihres Lebensablaufs evolutionäres Neuland. Wichtig bleibt jedoch, daß die Wechselbeziehungen zwischen dem Lebenszyklus einer Spezies und deren Verhalten belegen, wie außerordentlich weit der Einfluß der natürlichen Selektion reicht.

### *Aus Sigmund Freud, Totem und Tabu*

Daß der Witz der zivilisierten Völker gerade das Schwiegermutterthema so gern zum Objekt nimmt, scheint mit darauf hinzudeuten, daß die Gefühlsrelationen zwischen den beiden außerdem Komponenten führen, die in scharfem Gegensatz zueinander stehen. Ich meine, daß dies Verhältnis eigentlich ein »ambivalentes«, aus widerstreitenden, zärtlichen und feindseligen Regungen zusammengesetztes ist. Ein gewisser Anteil dieser Regungen liegt klar zutage: Von seiten der Schwiegermutter die Abneigung, auf den Besitz der Tochter zu verzichten, das Mißtrauen gegen den Fremden, dem sie überantwortet ist, die Tendenz, eine herrschende Position zu behaupten, in die sie sich im eigenen Hause eingelebt hatte. Von seiten des Mannes die Entschlossenheit, sich keinem fremden Willen mehr unterzuordnen, die Eifersucht gegen alle Personen, die vor ihm die Zärtlichkeit seines Weibes besaßen, und — last not least — die Abneigung dagegen, sich in der Illusion der Sexualüberschätzung stören zu lassen. Eine solche Störung geht wohl zumeist von der Person der Schwiegermutter aus, die ihn durch so viele gemeinsame Züge an die Tochter mahnt und doch all der Reize der Jugend, Schönheit und psychischen Frische entbehrt, welche ihm seine Frau wertvoll machen. Die Kenntnis versteckter Seelenregungen, welche die psychoanalytische Untersuchung einzelner Menschen verleiht, gestattet uns, zu diesen Motiven noch andere hinzuzufügen. Wo die psychosexuellen



Bedürfnisse der Frau in der Ehe und im Familienleben befriedigt werden sollen, da droht ihr immer die Gefahr der Unbefriedigung durch den frühzeitigen Ablauf der ehelichen Beziehung und die Ereignislosigkeit in ihrem Gefühlsleben. Die alternde Mutter schützt sich davor durch Einfühlung in ihre Kinder, Identifizierung mit ihnen, indem sie deren gefühlsbetonte Erlebnisse zu den eigenen macht. Man sagt, die Eltern bleiben jung mit ihren Kindern; es ist dies in der Tat einer der wertvollsten seelischen Gewinne, den Eltern aus ihren Kindern ziehen. Im Falle der Kinderlosigkeit entfällt so eine der besten Möglichkeiten, die für die eigene Ehe erforderliche Resignation zu ertragen. Diese Einfühlung in die Töchter geht bei der Mutter leicht so weit, daß sie sich in den von ihr geliebten Mann — mitverliebt, was in grellen Fällen infolge des heftigen seelischen Sträubens gegen diese Gefühlsanlage zu schweren Formen neurotischer Erkrankung führt. Eine Tendenz zu solcher Verliebtheit ist bei der Schwiegermutter jedenfalls sehr häufig, und entweder diese selbst oder die ihr entgegenarbeitende Strebung schließen sich dem Gewühle der miteinander ringenden Kräfte in der Seele der Schwiegermutter an. Recht häufig wird gerade die unzärtliche, sadistische Komponente der Liebeserregung dem Schwiegersohne zugewendet, um die verpönte, zärtliche um so sicherer zu unterdrücken.

Für den Mann kompliziert sich das Verhältnis zur Schwiegermutter durch ähnliche Regungen, die aber aus anderen Quellen stammen. Der Weg der Objektwahl hat ihn regulärerweise über das Bild seiner Mutter, vielleicht noch seiner Schwester, zu seinem Liebesobjekt geführt; infolge der Inzestschranke glitt seine Vorliebe von beiden teuren Personen seiner Kindheit ab, um bei einem fremden Objekt nach deren Ebenbild zu landen. An Stelle der eigenen Mutter und Mutter seiner Schwester sieht er nun die Schwiegermutter treten; es entwickelt sich eine Tendenz, in die vorzeitliche Wahl zurückzusinken, aber dieser widerstrebt alles in ihm. Seine Inzestscheu fordert, daß er an die Genealogie seiner Liebeswahl nicht erinnert werde; die Aktualität der Schwiegermutter, die er nicht wie die Mutter von jeher gekannt hat, so daß ihr Bild im Unbewußten unverändert bewahrt werden konnte, macht ihm die Ablehnung leicht. Ein besonderer Zusatz von Reizbarkeit und Gehässigkeit zur Gefühlsmischung läßt uns vermuten, daß die Schwiegermutter tatsächlich eine Inzestversuchung für den Schwiegersohn darstellt, sowie es andererseits nicht selten vorkommt, daß sich ein Mann manifesterweise zunächst in seine spätere Schwiegermutter verliebt, ehe seine Neigung auf deren Tochter übergeht. Ich sehe keine Abhaltung von der Annahme, daß es gerade dieser, der inzestuöse Faktor des Verhältnisses ist, welcher die Vermeidung zwischen Schwiegersohn und Schwiegermutter bei den Wilden motiviert.

309

---

<sup>1</sup> Ihre Werkzeuge und Waffen lösen sich von ihrem Ursprung an und ihrem Funktionszusammenhang mit singulären Topoi der Lebensfristung und werden universal: Gut zur Abwehr jeglicher Bedrohung, zum Zerlegen auch der noch unbekanntes Beute: Bald werden sie spezielle Bodenabbrüche aufsuchen (wo man die optimalen Feuersteinknollen findet) und dort Klingen auf Vorrat und unabsehbaren Gebrauch herstellen. Was sie zusammenhält und zur Gruppe organisiert – Instinkte des Beisammenlebens, der Kooperation, des sozialen Managements – forciert sich und nimmt die bis dahin in der Evolution nicht dagewesene Form des selbstentwickelten und sich selbst – einer den andern, die Gruppe jeden einzelnen – disziplinierenden, variabel und progressiv formenden Zwanges an: Sie werden Funktionsteilungen vornehmen, neue Hierarchien errichten, Opfer und Feste feiern, die den Zusammenhalt regenerieren, Vorschriften und Tabus errichten. Aus mentaler Umweltspiegelung, gemäß den gewachsenen Bedürfnissen und nicht darüber hinaus mit der Umwelt abgestimmt, und zwar absolut artspezifisch und in diesem Rahmen 1 : 1, entwickeln sich, ja sind mit einem Schlag rudimentär da: auf eine unbegrenzte Welt und Zukunft mit unvordenklichen Möglichkeiten gerichtetes Denken und Fühlen, ein archaisches Bewusstsein, das man sich, den Freudschen Konzeptionen eines Unbewussten, des Phantasierens und Träumens folgend als ein Halluzinieren vorstellen kann: über das, was die biotoperprobe, aber nun heillos überforderte tierische Sinnlichkeit liefert, anderes legend, Erinnertes und Erhofftes, Befürchtetes – oder es in einem flackernden Nach- und Durcheinander erlebend, aber jedenfalls mit der Tendenz, ein neues Ganzes zu bilden: nicht mehr festgestelltes Korrelat des Biotops, sondern bewegliches, dynamisches, rasant sich ins Blaue hinein ausformende Korrelat der *Welt*.

---

Wir beobachten nichts, was uns nicht sowohl von früheren als auch von späteren Sondierungen her im Prinzip bekannt ist. Was wir beobachten, ist eine ungeheure Anspannung und Aufgeregtheit, ein Durcheinander von ansteckenden Begeisterungsschreien – zu dem seit langem erworbenen Wissen, dass es draußen die wohlschmeckendere proteinreichere Nahrung gibt, ist die Nachricht von einer frischen Nahrungsquelle, einem von den großen Katzen gerissenen Zebrakadaver gekommen, von dem man nur noch die Hyänen und Geier vertreiben muss (mit Steinen und Stöcken) – Angstrufen, Tröstungen, Ermunterungen – und zwingenden Aufbruchsignalen, die nach viel Hin und Her schließlich von allen, von den letzten aus Angst vorm Alleinbleiben befolgt werden. All das kennen wir schon. Wenn dies der Tag der Menschwerdung ist, erschließt es sich uns durch Beobachtung nicht, ja wir lernen uns damit abzufinden, dass wir ohne zu denn doch wieder zu spekulieren nicht weiterkommen. Unsere Spekulation hängt aber weniger in der Luft des reinen Denkens als früher, sie verwandelt sich in ein Interpretieren, das auf plausible Empirie-Ergänzung ausgehen kann. Wenn dies der Tag der Menschwerdung war, dann können wir sagen: Es war ein *mentaler* Quantensprung, der den Unterschied gemacht hat.

Folgendes ist in diesem Falle passiert: Schlagartig haben diese Hominiden die Grenze ihrer über Instinkte fest mit ihnen verdrahteten Umwelt nicht nur überschritten – das taten sie tastend und langsam verschiebend, mal rausrennend und etwas „stehend“, dann herzklopfend und verteidigungsbereit verweilend, dann wieder panisch zurückflüchtend schon die ganze Zeit – sondern nachhaltig und für immer (wie sich zeigen wird) *getilgt*. Statt im heimatlichen Biotop, in das sie eingefügt waren und in dem alles sozusagen automatisch ablief, leben sie nun (für alle Zeit) in der *Fremde*. Sie leben jetzt ohne Sicherheit, dafür voller Hoffnung und Angst, in der Offenheit der *Welt*.

<sup>II</sup> Die ersten Menschen sehen sich wie nach dem Ausstoß aus dem Mutterleib in etwas hineingeworfen, in das sie mit ihren Sinnen, Instinkten und Emotionen nicht mehr hineinpassen: Nichts funktioniert mehr von alleine. Der Raum vor ihnen ist grenzenlos (das Paradies war umhegt), hinter seinem Horizont warten unvordenkliche Möglichkeiten, für die alles Gerüstetsein aussteht. Es tickt plötzlich die Zeit, es gibt Vorher und Nachher, während man eben noch in ungestört-satter Gegenwart lebte, man muss sich erinnern und in die Zukunft hineinplanen, in den morgigen Tag z. B., zu dem man kein Essen mehr vorfinden wird, sondern es sich wird besorgen müssen. Mit der Furcht vor diesem, dann jenem kommt mehr auf: die Angst eines ungeschützten Lebens in ständiger Gefährdung, ja mit der Aussicht auf den bis dato nie präsent gewesenen Tod. Es mangelt nun, was noch nie Thema war: Wärme, Behaglichkeit, Aufgehobenheit, Sinn.

Denkt man die biblische Geschichte weiter, so könnte Adam auf der Schwelle des Paradieses Vorwürfe machen: Was lässt du dich auch mit Schlangen ein usw., während Eva sich nach Art der Frauen schuldig fühlt. So war es natürlich nicht, aber die Geschichte veranschaulicht etwas, das sich unvermeidlich im Prozess der Menschwerdung einstellen muss: Fühlten alle bis dato gleich und waren alle unterschiedslos miteinander fest verbunden, so treten, da Menschwerdung an Bewusstsein geknüpft ist und deshalb von jedem Einzelnen anders, auf die nur ihm eigene Weise erlebt wird, Unterschiede und Gegensätze auf: eine urtümliche Individualisierung und Entfremdung gegeneinander.

<sup>III</sup> Das bedeutet nicht, dass die Beziehungen in irgendeiner Weise schwächer oder weniger intensiv wären – eher schient das Gegenteil der Fall zu sein: Streben nach Rang und Macht, das sexuelle Begehren wie das familiäre oder kumpanenhafte Gernhaben – alles macht einen „aufgeheizten“ Eindruck.

Aufheizend scheint sich insbesondere auszuwirken, dass diese Wesen Raum und Zeit für sich entdeckt haben und so in Gedanken immer auch woanders sowie in einem Früher und Später sich befinden. So vervielfacht sich das Begehren, wenn es über eine Trennung hinweg am Leben erhalten und seine Erfüllung aufgeschoben wird.

So ist „Sehnsucht“ der Dauerzustand, in dem diese Wesen sich befinden: Sehnsucht (nicht einfach Hunger!) nach Fleisch, nach dem Lagerfeuer, dem bevorzugten Genossen.

---

Aber Sehnsucht ist hier nicht nur die Summe solcher Mangelgefühle im einzelnen, sie grundiert als eine Basisstimmung das Dasein dieser Wesen im Ganzen: Denn was sie als ihrem Leib und ihren Empfindungen denn doch verhaftet bleibende Ex-Tiere zuinnerst und allgegenwärtig vermissen, nur überspielen oder unterdrücken können, ist das Vermissen des Eins-Seins-mit-Allen-und-Allem, ohne das jedes bisherige Tier in sehr kurzer Zeit abstirbt, das Vermissen des rundum und mit allen Kontaktflächen Umgeben- und Eingefügtseins in so etwas wie ein Biotop, man könnte auch sagen: in so etwas wie einen Uterus. (14-11-09)

Wenn an diesem Tag und mit diesem einen Schlag des Umzugs der Mensch entstanden ist – als ein solcher, sich abhebend vom Affe gebliebenen Hominiden – und wenn es ein kollektiv-mentales Ereignis war, das diesen Quantensprung möglich machte, ein Ereignis, das wir Umwelt-Entfremdung, Welt-Öffnung, Paradiesverlust, Gesellschaftsentstehung, Geschichtsbeginn nennen können, dann ist an diesem Tag auch die Liebe entstanden – vorsichtiger gesagt: Es ist die Möglichkeit entstanden, sich mit ganz neuen Gefühlen, ja überhaupt erst eigentlich mit *Gefühl*, den Anderen zuzuwenden und dabei oder in Abwechslung damit einem Andern in ausgezeichneter Weise.

Was in der ersten Nacht in der Baumgruppe weit in der Savanne los gewesen ist, kann man sich ja vorstellen. Sie sind satt, haben ihr Ziel erreicht, gute Zeiten und endlose blühende Landschaften vor sich und könnten glücklich sein, die ersten Menschen, aber voller Angst, nicht nur vor den großen Katzen, sondern in markerschütternder Verunsicherung durch die nun erstmals sich um sie schließende Fremde, in der kein Instinkt mehr richtig funktioniert, klammern sie sich aneinander. Kraulen, Lausen, Kuschneln, Bonobo-Sex zum Trösten und Sich-Vertragen, aber auch Kopulationen, deren Folgen man in einigen Monaten sehen (als solche noch längst nicht durchschauen) wird. Eltern umschlingen ihre Kinder, sofern sie sie noch unterscheiden können, Geschwister einander, es kommt zu Inzesten, was niemanden kümmert. Besonders sucht man die Nähe des Wesens, mit dem man schon immer gut gekannt hat, vielleicht ein oder der Sexualpartner in den Baumland-Zeiten, vielleicht aber auch nur ein „Freund“, wenn es Freundschaften wie unter Kühen und Eseln gibt. Alles das ist nichts Neues, keineswegs „Liebe“, auch wenn man es noch so steigerte.

Was alles ändert, ist das Mentale. Aus der Fremdheit der Welt, in deren Offenheit man sich mutig oder allzu leichtsinnig geworfen hat, entsteht die Sehnsucht nach dem Paradies, in das man nicht zurück kann und das man als utopische Hoffnung nun nach vorne wirft: an den Horizont einer Welt-Vorstellung halluziniert, die selber ein abwechselndes, ineinanderschließendes, flackerndes Halluzinat ist, gemischt aus Gesehenem, Erinnerungtem, Hinzugefürchtetem und Hinzugehofftem. In nicht geringem Maße verändern sich die Beziehungen zu den Anderen. Verloren oder ins Abrutschen gekommen sind auch hier die instinktiven Bande: Sicher, man kann alles Soziale und Sexuelle nach wie vor, aber fremd wie die Umgebung sind auch die Anderen geworden: Man ist sich ja selbst fremd geworden, hat sich als von allen unterschiedene, unaufhebbar mit Einsamkeit geimpftes Wesen erlebt. Und das empfindet man nicht nur wie einen bekannten Schmerz, man „fühlt“ es mit nie gekannter Intensität, weil man sich dabei zuschaut, weil man sich als unterschieden und einsam und die Andern als fremd *erlebt*.

So wendet man sich den Anderen mit der nach vorne gedrehten Paradieses-Sehnsucht zu, der Sehnsucht zu einem neuen Einen zu verschmelzen, in dem die Traumatisierung des Verlusts von Heimat und tierischer Gemeinschaftlichkeit wieder, doch als etwas anderes, Anspruchsvolleres, Intensiveres, Unerhörtes, heil würde. 20-10-09

Gleichzeitig treten bisher nie dagewesene Ansprüche aneinander auf, Bedürfnisse: Ist die Welt schon feindlich, trostlos und schwankender Boden, so haben wir doch noch einander. So wird der andere, wird die Gemeinschaft mit ihm als Paradiesersatz und Vorgriff auf Heimat entdeckt, mit und bei ihm „stimmen“ die Wahrnehmungen, Antriebe und Emotionen noch, und es entsteht ein Binnenraum, in dem alles wieder gut ist: Angst sich legt, Ruhe einkehrt, trotz Exil und Entfremdung Nähe, ja Einheit zu spüren ist.

---

Die Basis scheint zu sein, dass ein jedes eine Vorstellung von sich selbst als einer eigenartigen Monade hat, die in letztlich willkürlichen Beziehungen zu anderen steht. Aus der Summe der Beziehungen allerdings, die sich zwischen dem einen und dem anderen Individuum konkret entwickelt haben, ergibt sich ein jeweils spezifisches Bild des einen vom andern und eine jeweils andere Summierung von Empfindungen diesem gegenüber, so dass jeder zu jedem anderen in der Gruppe in einem besonderen und je eigen „gestimmten“ Verhältnis steht.

Diese mit einer gewissen Kontinuität ausgestatteten, aber doch im Fluss befindlichen und veränderbaren Beziehungen werden nun durch Verallgemeinerungen gesteuert: Da haben eine Großmutter, ein Zauberer und überhaupt ein Erwachsener einen anderen Status, eine andere Machtfülle als ein Kind; es gibt Vorstellungen von Gut und Böse, von mehr und weniger wertvoll, die auch in das Empfindungsensemble, das eine konkrete Beziehung „färbt“, eingehen, so dass jeder jeden ein bisschen anders, ein bisschen mehr oder weniger als den Nächstbesten zu schätzen weiß.

So werden Brücken von einem zum andern und alle verbindend sozusagen Gitter oder Netzwerke gebaut, die aber an keinem Punkt so einfach da und unverbrüchlich sind, wie das unter den bisherigen Tieren und auch bei diesem bis vor kurzem noch selbstverständlich war. Tatsächlich gibt es keine Abweichung, keine Täuschung, keinen Vertrauensbruch, die oder der nicht auch vorkäme, wobei gerade auch die im neuen – beherrschenden - Umgang mit der Natur draußen erlernten Verfahren der Berechnung, Funktionalisierung, Übervorteilung ... zum Zuge kommen.

<sup>IV</sup> In der Gemeinschaft mit den Anderen können sich die Einzelnen nur so weit für einander öffnen, wie das opportun ist: Sie stehen ja zu einander in Beziehungen, die von Zweckmäßigkeiten bestimmt sind, sie benutzen einander, einer verfügt über den andern, muss ihn berechnen und zum Objekt machen können; man nimmt einen Status und bestimmte Funktionen ein, spielt Rollen usw.: Was man als Ganzes und von einem eigenen „Geist“ durchdringen ist, interessiert hier nicht, stört, ja muss verborgen bleiben, weil es schwach machen würde. Das Gefühl hierfür, biologische unsinnig und bei keinem Tier anzutreffen, nennen wir „Scham“, und wieder sind es die Ethnologen, die uns darüber belehren, dass wir es auch hierbei mit etwas Allgemeinmenschlichem zu tun haben, das schon mit den frühesten Gesellschaften entstanden sein muss. Es gibt sogar eine Unmöglichkeitsgrenze: Schon zu dritt sind die „tiefen Blicke“ nicht mehr möglich, die zwei Menschen tauschen können, wenn sie einander nicht mehr als Gegenstände betrachten, sondern sich mit ihren Kernen, ihren aktiven, auch „Subjekt“ genannten Zentralpunkten begegnen, die im Gegensatz zu Eigenschaften nicht „objekt-fähig“ sind – je mit ihrem „Antlitz“, wie wir mit Lévinas sagen können.

Diese tiefen Blicke nun haben wie jedes Vakuum etwas Saugendes, weshalb wir sie in der Regel auch nur kurz aushalten. Sie verheißen die Möglichkeit, in den Andern bis zur Kernschmelze gleichsam hinein zu schwimmen, und mit einem Quantum Alkohol (nicht unbedingt erforderlich) und unter Ausschöpfung aller sexueller Potenzen (noch vielversprechender, besonders in Kombination, aber auch nicht wirklich erforderlich), am besten mit einem Orgasmus, wird man auch so etwas erleben können – freilich auch nur wieder in der Weise des Rausches, als Illusion.

Was aber möglich ist, darüber hinaus, ist dieses: Geleitet von der Verschmelzungssehnsucht und unter Ablegung von Angst und Scham kann ein jedes sich gleichsam zum Organ einer „Erkenntnis“ des Anderen machen, aber einer begriffslosen, mit Adorno zu sprechen „mimetischen“ Hingabe-Aneignung, mit der jedes aparte Ich sich mit seiner ganzen unendlich differenzierten Eigenart sich dem anderen anschmiegt, „Deckung“ mit ihm erstrebt und so gewissermaßen zu einem Schlüssel wie zu einem Schloss für ihn wird.

Auch hierbei wird es zu einer totalen Identität, zu einer Verschmelzung zu einem neuen Wesen, in dem Beide aufbewahrt wären, nicht kommen. Es ist aber das Äußerste, was der menschlichen Sehnsucht nach (Wieder-) Vereinigung oder Sym-biose jenseits des Illusionären, zu dem wir auch mystische Erfahrungen zählen wollen, an Erfüllung möglich ist.

---

Es sei denn, wir rechneten noch jene weitere Möglichkeit hinzu, von der an anderer Stelle die Rede war und von der auch unser Gutachter etwas mitbekommen hat: „Kommunikation übers Trennende hinweg“. Jenes Sich-miteinander-zur-Deckung-Bringen kann man ja selbst schon als Kommunikation verstehen, auch wo es wortlos bleibt, aber zumindest die Sprache bleibt den Liebenden, wenn die Illusion der Verschmelzung verfliegt. Es bleibt und kann auf Dauer, ein Leben lang, bleiben, dass man bei aller unaufhebbaren Verschiedenheit und Fremdheit gegeneinander über alles nur Erdenkliche und gerade auch über das, was unterscheidet und trennt, im Gespräch bleibt. Mehr geht nicht, aber es geht, wir können es „Praxis der Liebe“ oder auch „Leben als Paar“ nennen und haben keinen Anlass, die Fähigkeit hierzu irgendwelchen Menschen, und seien es die frühesten (oder in späteren Zeiten: die am meisten erniedrigten), abzusprechen.

Um genau zu verstehen, warum nur der Mensch zu so etwas fähig ist, müssen wir uns noch einmal klar machen, wessen es dazu bedarf: mit der Sprache und anderen Sybolisierungen (wie zärtlicher Gesten ... ) jener erst mit ihm entstehenden Synthesen der Vorstellungskraft, auf die auch schon der Gutachter abhebt: Selbstverständnis und Verständnis des Anderen als eines identisch sich durchhaltenden Ganzen, Verallgemeinerung von Lust- und Unlusterlebnissen zu Werten, die dann über die ichgesättigten Gefühle in die „Bilder“ der Anderen eingehen und sie „lieb und wert“ (oder auch eklig und hassenswert) machen bis dahin, dass Kinder und andere Nächststehende, aber ganz besonders dann der im engsten Sinn geliebte Andere mir nicht mehr für dies und das, sondern ganz um seiner selbst willen „lieb und wert“ ist. (Der Gutachter sollte vielleicht darauf hinweisen, dass ihm Liebende begegnet sind, über alle Verluste hinaus, von einzelnen Vorzügen bis zu dem des Lebens selbst, also über den Tod hinaus, nicht nur irgendwie „treu“, sondern liebend geblieben sind.) 15-11-09

Wenn ich sage: Du tust mir gut, dann meine ich, dass meine Partnerin mir schon in einer Vielzahl von Situationen das Leben lebenswerter gemacht hat, als es vorher war. Die Erfahrung, besser Ahnung auf der Schwelle des Paradieses geht darüber hinaus: Die Erwartung muss her, dass der Andere mir in allen erdenklichen Situationen und mit Bezug auf alle Momente, die mein Fremdsein-in-der-Welt ausmachen, gut tun wird, und so stellt sich eine Verallgemeinerung ein: Was in dir ist und was du für mich bist, das ist überhaupt gut. Und das betrifft nicht nur den Anderen als einen Anderen, als Gemeinschaft (Eva als Gefährtin), es betrifft ihn zugleich als diesen einen: Eva als Eva. Sie tut Adam nicht bloß gut, sie ist für ihn das, was gut ist, und sie ist es als diese Person. Schon das nennt man Liebe.

Doch darüber hinaus muss auch Wechselseitigkeit schon entstehen: Erst dadurch wird Eva ganz das, was gut für Adam ist, dass beide wissen, dass es auch umgekehrt gilt: nur so entsteht eine neue Realität, ein Band, ein *Binnenraum*.

Zur Wiedererlangung des Paradieses wird es allerdings nicht kommen: Die Schwelle überschreitend nehmen sie es nicht wirklich mit sich wie einen inneren Campingwagen. Die Fremdheit gegeneinander wird sich durch Zärtlichkeit, Sex, Liebesblick, Mit-einander-Sein überbrücken, aber nicht aufheben und heilen lassen.

Vielleicht geht man, wie es den Rang- und Familienverhältnissen in der Horde und den eigenen Gewohnheiten entspricht, seinen gewohnten Rundgang von einem zum andern und überhäuft gleich den ersten Besten mit der ganzen Fülle des neuentstandenen Gefühls, das wir vorläufig „Liebe“ nennen wollen. Welche Erfahrungen man jetzt auch im einzelnen machen wird, zu einem Resultat werden sie mit zunehmender Summierung kommen: dass *eine* Beziehung sich herauskristallisiert, in der das ganze Bedürfnis sich ausleben könnte, und dass dieses Ausleben zur Bedingung hat, sich mit diesem speziellen Anderen von den Anderen abzuheben und wegzuwenden. Die den, zunächst allen andern bzw. dem Kollektiv zgedachte Liebe gleitet wieder und wieder ab, erst von dem, dann von dem, und verankert sich erst bei einem mehr Entdeckt- als Erwählten oder auch Gefundenen (es mag der schon immer bevorzugte Sexualpartner sein, vielleicht aber auch die Mama oder der bewährte Kumpan), mit

---

dem man dann in jene Exklusivität und Intimität sich abkapselt, in der allein sich die volle Hingabe tauschen lässt.

Wenn wir Glück hätten, würde sich ein Keim von so etwas schon in unserer „ersten Savannennacht“ abspielen und aufzeichnen lassen: Zwei, die sich der kollektiven Bewältigung dieses neuen Gemischs von Entfremdung, Sehnsucht, Hoffnung und Angst so nahe kommen, dass sie sich von den Blicken der anderen und sonstigen Störungen nicht länger ablenken und an Intimität hindern lassen wollen, dass sie sich zurückziehen. Wahrscheinlicher wäre, dass sich das Machen dieser Erfahrung über viele folgende Jahre hinzöge und sich erst nach Jahrzehnten oder noch viel längerer Zeit zu einem beobachtbaren Verhaltensstandard sedimentierte. Bis dahin alle möglichen Schattierungen von Verliebtheit, flatterhaft bis insistierend, Sättigung / Anreicherung von Sex, Brutpflege, Freundschaft... mit tiefergehenden Liebesgefühlen, neuartigen Bindungen usw. ... 20-10-09

<sup>V</sup> Das ist es, was zu beweisen war: *Zu dem, was schon auf der Schwelle des Paradieses und nicht erst draußen, mit der jetzt sogleich notwendigen Errichtung einer zweiten Natur namens Gesellschaft, entsteht, gehört auch schon die Liebe.* Sie ist keine Gabe, kein Produkt der Gesellschaft, sondern etwas, worauf der Zwang, die Disziplinierung, die Macht, welche die Menschen einander alsbald antun werden und antun müssen, sich schon bezieht: Natürlichen „Sex“ gibt es schon nicht mehr, jedenfalls nicht in Reinform, wenn es ans Schaffen von Institutionen, an die Errichtung von Tabus, an die Regulierung und Instrumentalisierung der Körper und ihrer Gefühle geht. So ist immer auch die Liebe gemeint, sie soll getroffen, sozialisiert und in ihrer Sponteneität unterbunden werden, wenn Kinder einander versprochen, Frauen getauscht und Begegnungen mit der Schwiegermutter verboten werden.

In der Geschichte ist die Liebe dann immer schon da, wie verkappt und niedergehalten auch immer, sie entsteht nicht in ihr, sondern Geschichte ist mit ihrem Fortschritt in der Naturbeherrschung sowie im „Bewusstsein der Freiheit“ (wenn sie es denn ist) der Prozess, in dem die Liebe aus ihrer anfänglichen Unbewusstheit, Verkennung und Unterdrückung nach oben steigt, sich auch wohl nach oben arbeitet, bis sie in frühbürgerlicher Zeit als romantische Liebe und Selbstverwirklichung von Eliten zu sich selbst kommt, bevor sie im Zeichen scheinbar unbegrenzter Freiheit und des Warenkonsums für die einen zum Fetisch, für die andern zur Illusion wird.

Weil sie aber der gesellschaftlichen Prägung vorangeht – schon auf der Schwelle des Paradieses entstanden ist – ist sie auch nicht tot zu kriegen und entsteht sie mindestens der Möglichkeit nach, als Chance oder Option, mit jedem neuen Menschen aufs Neue. 3-11-09

*Liebe als spätes Produkt der Kulturgesellschaft:* Zwingend wäre das, wenn eine Art „gesellschaftlicher Totalitarismus“ herrschen würde bzw. wenn es der Sache / den frühen Menschen gerecht würde, entsprechend zu denken: Homo = homo sociologicus. Wenn die 2. Natur leisten würde / könnte, was die erste leistet: die ihr angehörigen Wesen durch und durch bestimmen und in der Welt beheimaten, sie wenn nicht glücklich so doch wunschlos zu machen.

Dass es anders war, zeigen der Zwang und die Verbote, mit denen alles Gesellschaftliche (?alles?) verbunden ist: Gesellschaftliches Leben bleibt bei allem Gewinn (auch Freiheitsgewinn) doch zwanghaft, = führt zu keiner vollständigen Stillung, Beheimatung, dauerndem Glück. Das zum Paradies stilisierte Buschland im Rücken (die nicht mehr beheimatende = „verschlossene“ Herkunft) hat der Mensch eine gefährvolle, tödliche (!), mühevoll „Welt“ vor sich, an deren Horizont die Utopie eines erneuten Einsseins halluziniert wird.

Liebe, als Sehnsucht und Streben nach Einssein mit einem Anderen, könnte also mit der Menschwerdung nicht nur mitentstanden sein und sich wie unerfüllt auch immer erhalten haben, sie könnte auch genau das sein oder zu dem gehören, was der gesellschaftliche Zwang unterdrückt. Sie wäre dann nicht spätes Produkt der Gesellschaftsentwicklung, sondern von Anfang an ihr nicht totzukriegendes

---

Opfer / Zurichtungsobjekt, das mit zunehmender Zwangslockerung „nach oben steigt“, sich behauptet und vielleicht sogar wirkmächtig wird.

Drei Möglichkeiten: a die Liebe ist spätes Produkt der Gesellschaft, b sie entsteht (relativ) früh als Antwort auf gesellschaftlichen Zwang, c sie entsteht mit der Gesellschaft und unterliegt von vornherein deren Disziplinierung und Formung.

Ist a der Fall, dann sind die frühen Gesellschaften mit ihren das Alltagsleben viel stärker als bei uns durchdringenden Verboten und Vorschriften buchstäblich lieb-lose Zwangseinrichtungen gewesen, in denen es das Zwischenmenschliche betreffend in der Hauptsache darum gegangen ist, zwecks Naturbeherrschung und sozialem Selbsterhalt die Sexualität ihrer Mitglieder in den Griff zu bekommen, sie zu kontrollieren und nutzbar zu machen. Dies hatte durchschlagenden, doch nicht vollen Erfolg und litt darunter, dass eine ungebändigte Triebnatur sich immer wieder an die Oberfläche wagte und sanktioniert werden musste. Diesseits davon verlief das Leben in sozusagen ritualisierter Form.

Anders im Falle c. Jetzt ist es nicht einfach der Sex, der diszipliniert wird, sondern mit ihm zusammen sind es die zarteren persönlichen Bande und insbesondere sind es die Verhältnisse zwischen zwei Einzelnen, in denen diese sich in jenen hineinmischen, die der gesellschaftlichen Kontrolle unterliegen. Was wie im Falle a allen Zähnungsversuchen zum Trotz immer wieder aufflackert und unterbunden bzw. re-integriert werden muss, ist das *Erotische*. Die geschichtliche Entwicklung würde dann nicht darin bestehen, dass dieses erst einmal als ein kollektives Kulturgut entstehen müsste, es wäre immer schon da, wechselnd zwischen Hinter- und Vordergrund und als ein ruhestörendes Skandalon in den historischen Prozess mit verwickelt.

Wodurch genau sind die Bedingungen gegeben, unter denen es entstanden sein kann, und ab welchem Moment der Menschwerdung haben wir mit ihm als einer Aktivität, die dann trotz einer teilerfolgreichen Domestizierung virulent bleiben mag, zu rechnen?

Obwohl der „Tigersprung“ aus einer heimatlichen Umwelt ins Offene der Welt, mit dem der Mensch entsteht und sich in das gesellschaftliche Wesen wandelt, in concreto ein langwieriger, komplexer und von viel Hin und Her geprägter Prozess gewesen sein muss, lassen sich zwei elementare Motive, obwohl ineinander geschlungen und einander bedingend, auseinander halten und in eine logische wie zeitliche Reihenfolge bringen: Welt-Eröffnung und Vergesellschaftung als Institutionalisierung einer Zweiten Natur. Das erste gelingt nicht ohne das Zweite, aber es muss der erste Schritt sein, der dieses nach sich zieht – ansonsten müsste man ein planvolles Geschehen annehmen, also dass ein paar Tiere sich vorgenommen hätten, Menschen zu werden.

Was man nun zeigen kann, ist, dass ein aus seiner Umwelt sich lösendes und der Welt sich öffnendes Tier sich so unstrukturieren muss, dass es der Liebe nicht nur bedürftig, sondern auch fähig wird. Gleichzeitig muss es sich in Form gesellschaftlicher Institutionen eine zweite, eine Surrogat-Natur schaffen, die *dann* auf es zurückwirkt, wahrhaft revolutionierend, doch zwanghaft und nicht total, die Offenheit nicht schließend, und dabei auch die Liebe ergreift ohne sie aufzehren zu können. Ende 10-09

Keineswegs ist es erst die Zweite Natur, die sich die ins Dasein geworfenen Menschenwesen dann umgehend zulegen: das Gesellschaftliche der Produktionsmittel und –verhältnisse, der Institutionen, Lebensformen, Tabus. Sie entsteht erst, wenn die Welt sich als solche schon zeigt und Sehnsüchte und schöpferischer Raum schon entstanden sind. Das Herausbilden der Zweiten Natur, ein Kollektivprozess, antwortet hierauf und koexistiert oder konkurriert mit der gleichzeitig heraufdämmernden Selbstbestimmung der Individuen, die sich einander liebend zu vergewissern suchen. Sie erzeugt dieses Tun nicht, sondern bezieht sich bereits auf es: trachtet es um der eigenen Machtfülle willen kurz zu halten, zu kontrollieren, zu formen. Die einzelnen Individuen wechseln sich darin ab, sich einerseits eine menschliche, eine gesellschaftliche Verfassung zu geben – kollektiv -, und sich andererseits, liebend, selbst zu bewahren.

---

Das ist von großer Bedeutung über die Ursprungsfragen hinaus. Bei voller Nichtunterschätzung der gesellschaftlichen Modellierung des Liebeslebens in der Geschichte bedeutet es, dass dies nicht in einem einseitigen Abhängigkeitsprozess, sondern nur so geschehen kann, dass immer ein Stand der Welt-Öffnung, der Naturbeherrschung und der politischen Freiheit Sehnsüchte und Liebesmöglichkeiten eröffnet, die von den Individuen ergriffen und schöpferisch ausgestaltet werden können oder müssen, bevor das Kollektiv auf sie zugreift / zugreifen kann. Und da es die gleichen Subjekte sind, die für das eine wie für das andere zuständig sind, bedeutet es auch, dass mit zunehmender historisch-gesellschaftlich erworbener Freiheit das Anliegen der Liebe in die Gesellschaft, die gerade auch dadurch dann von Zweiter Natur in etwas wirklich Humanes sich wandeln kann.

Es bedeutet auch, dies den Becks, Illouz', Hillenkamps, den Ratgebern zu vernünftiger Lebensgestaltung und Profiteuren des erotischen Industriekomplexes sowie den resignierten Resten der Befreiungsbewegungen ins Stammbuch geschrieben, dass die Liebe schlimmstenfalls nachhaltig unterdrückt (heute: konsumtrivialisiert), aber wie alles bloß zu Unterdrückende nicht abgeschafft werden kann. Menschen können lieben. 20-10-09

1 Australopithecus afarensis konnte wohl ebenso wenig lieben wie 2 Australopithecus boisei, schon eher Homo rudolfensis 3, mit Sicherheit aber Homo neanderthalensis, Australopithecus africanus nicht, Homo erectus könnte der Erfinder der Liebe gewesen sein, Homo bzw. Australopithecus habilis mag ihr nahe gekommen sein, Australopithecus anamensis nicht.